publ. g. [Laukhard]
424 k

<36602363580013

<36602363580013

Bayer. Staatsbibliothek

Ipubl G/424 k

Schilderung
der jetzigen
Reichsarmee,
nach
ihrer wahren Gestalt.

Nebst
Winken über Deutschlands künftiges Schicksal.

Incidit in Scyllam cupiens vitare Charybdin.
OVIDIVS.

Kölln,
bei Peter Hammer,
1796.

3B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nichts kann einem braven Deutschen kränkender seyn, als wenn er sehen und sich beweisen lassen muß, daß die Armee, welche den Namen der deutschen Armee, oder der Reichsarmee führt, gerade unter allen Heeren in Europa das untauglichste Heer ist. Im spanischen Successionskriege hat dieses Korps auch gefochten, aber man weis wohl, wie? und im siebenjährigen Kriege haben die Reichstruppen ihre Sachen so hübsch betrieben, daß man ihnen nach der Schlacht bey Roßbach den schimpflichen Namen der Reißausarmee gab, den sie leider noch in Preußen und in andern Ländern führen. Oft bin ich recht im Ernst auf Herrn Gleim böse gewesen, der

in seinen Grenadierliedern die Herren Schwaben, Mainzer, Pfälzer, Paderbörner und andere gar jämmerlich an den Pranger gestellt hat. Aber leider, sie hattens gar wohl verdient, und der Abzug der Reichstruppen nach der Roßbacher Schlägerey ist fast noch lächerlicher, als die Ausreißereien im Armengeckenkrieg zu den Zeiten Carls des Siebenten von Frankreich. Ein Offizier vom schwäbischen Korps, sagte mir noch neulich: „er unterstehe sich, mit zwey Kaiserlichen oder Preußischen Bataillons, und etwa mit einer einzigen Batterie von sechs Sechspfündern und zwey Haubitzen den ganzen schwäbischen Kragen, — so nennen die Schwaben selbst ihre Heldenschaft — vom Rhein bis nach Ulm zu jagen, ohne daß sich jemand umgucken würde.“ — Eben dieß gilt von dem Fränkischen, Rheinischen, Westphälischen und den übrigen Kontingenten des Reichs.

Das

Das ganze Reichskontingent, im eigentlichen Sinn ein Kontingent, oder ein in aller Eile zusammengeraffter Haufen von Leuten, denen man Gewehr und Waffen giebt, und sie Soldaten schimpft, hat niemals etwas geleistet, das der Mühe werth war; und wenn man für die deutsche Tapferkeit weiter keinen Beweis hätte, als den Muth und die Thaten der Reichsarmee, so wäre die Benennung, deutscher Soldat, ein wahres Schimpfwort, das jeder brave Kriegsmann verbitten würde, wie der jetzige französische Nationalsoldat oder Volontär es nicht zugiebt, daß man ihn einen Liniensoldaten heiße, und dieß wegen deren Stolz, Feigheit und Verrätherey.

Aber bono loco res est, pflegt man in der Schule zu sagen; und so sage ich auch, da ich sehe, daß es noch deutsche Kriegsmänner giebt, die dem deutschen Namen Ehre machen.

Gewiß, Ihr braven Kammeraden in Preußen, Hessen, Sachsen und Hannover,

Ihr seyd noch Männer unsrer Vorfahren würdig, würdig des Namens, den Ihr führt, würdig des edlen Landes, für dessen Schutz Ihr die Waffen tragt: Euch gebührt die Ehre, daß selbst unsre Feinde gestehen, und zu allen Zeiten gestehen müssen, daß der Deutsche gehörig angeführt — seinen Mann stellt; und das ist bis jetzt doch wohl das einzige, was der gedungene Soldat, — Wunden, Narben und Verstümmelung abgerechnet, — aus dem Felde der Ehre mit nach Hause bringt.

Wenn ich also von der deutschen Reichsarmee rede, so verstehe ich keineswegs die deutschen Truppen des Kaisers, des Königs von Preußen, nicht die sächsischen, hessischen und hannöverischen Soldaten, sondern das Kraisvolk der Deutschen, d. i. jene von hundert und neun und neunzig Ständen und Ständchen des heiligen römischen Reichs zusammengeraffte und zusammengeknetete Haufen gerüsteter und als Soldaten gekleideter Menschenkinder des

schwä=

schwäbischen, fränkischen, beyder rheinischen, des westphälischen und andrer Kraise. Was ich nun von dieser, in aller Eile und auf mansche sonderbare Art zusammengetriebenen Miliz bemerkt habe, das sollen meine Leser in dieser kleinen Schrift antreffen.

Wenn ich die Geschichte zu Rathe ziehen wollte, so könnte ich ein langes und breites vom Ursprung der Reichsarmee und von der Vertheilung des Reichskontingents hierher schreiben: aber ich glaube, daß dieses durch die Feder der studirten Herren Politiker schon hinlänglich geschehen ist, und kann daher dieser Mühe überhoben seyn. Ich sage bloß, was ich gesehen und erfahren, und nicht, was ich gelesen habe: ich habe auch würklich überhaupt sehr wenig gelesen.

Wenn Deutschland von einem ausländischen Feinde angegriffen wird, es sey nun,

daß das Oberhaupt des Reichs, der Kaiser, aus Privatinteresse dem guten Deutschland einen Feind zuzieht, oder daß irgend ein Reichsstand bekriegt wird, so fodern die Reichsgesetze, daß eine Armee ins Feld gestellt werde, wozu alle und jede Stände des Reichs, nach Bestimmung des Gesetzes etwas beytragen müssen an Mannschaft und Feldzeug; und dieses Etwas heißt man das ständische Kontingent.

Die Fürsten, welche in jedem Kraise Deutschlands die andern Stände auffodern, auch wohl nach Befinden exequiren dürfen, heißen kraisausschreibende Fürsten. Es versteht sich von selbst, daß diese kraisausschreibenden Fürsten allemal die mächtigsten ihrer Kraise sind, wie z. B. der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden und der Bischof von Constanz im schwäbischen; der König in Preußen und der Bischof von Bamberg und

Würzburg im fränkischen; der Kurfürst von Pfalzbaiern und der Erzbischof von Salzburg im baierischen Kraise u. s. w.

In jedem Kraise ist eine Hauptstadt, wo der Kraistag gehalten und das Kontingent, welches aber schon vorher in Regensburg bestimmt werden muß, regulirt wird: in Franken ist Nürnberg, in Schwaben Ulm u. s. w. die Kraisstadt.

Sobald es heißt: die Reichsarmee muß zusammen, so entsteht ein panischer Schrecken in allen Kraisen, und das Jammern und Klagen wird allgemein. Da fürchtet jeder Vater und jede Mutter ihren Sohn, und jedes Mädchen ihren Hans zu verlieren: die jungen Bursche selbst, die eben auch keinen innern Beruf fühlen, für das liebe Vaterland zu bluten, scheuen die Uniform so arg, als ein Gefangner der Inquisition, den San Bruito.

Man muß wissen, daß das bloße Wort, Soldat, schon Schrecken und Abscheu erregt

in jenen Gegenden, wo der Soldat ein ziemlich unbekanntes oder verachtetes Geschöpf ist. Ganz anders ist es in Preußen, in Sachsen und da, wo aus oder auf allen Dörfern Soldaten sind. Da macht der Soldatenstand den Alten und Jungen nicht solche Angst, wie droben im Schwabenlande zu Rottweil, zu Gengenbach, oder zu Offenburg. —

Aber geworben muß hier einmal dennoch werden: denn das bischen Militär, das etwan die Stände in Friedenszeiten unterhalten, und von dem ich sogleich das Nöthige sagen werde, reicht bey weitem nicht hin, ein Kraiskorps von sechs und mehr Regimentern auszumachen. Geworben muß also, wie gesagt ist, werden, und da verfährt man folgendermaßen.

Wenn der Stand, dem ein Kontingent von $3\frac{1}{4}$, $3\frac{1}{2}$, 5, $7\frac{1}{3}$, 8 — 20 — 50 — 100 Mann abgefodert wird, schon Soldaten hat, so versteht es sich von selbst, daß diese zuerst das Kontingent ausmachen. Die Stadt

Nürn-

Nürnberg, z. B. der Herr Bischof von Bamberg, der Herr Fürst von Fürstenberg u. s. w. halten in Friedenszeiten Militär, um an den Stadtthoren, vor Höchstdero Schlössern, Zimmern, Gärten u. s. w. Schildwache zu stehen, oder, wie z. B. in Rottweil im Thor oder zu Rottenmünster in der Wirthsstube, Schildwache zu sitzen.

Daß diese in Uniform gesteckte Gewährmänner den Namen Soldat nicht verdienen, wenn man einen Preußen, Hessen oder sonst einen geübten Mann dagegen denkt, versteht jeder von selbst; und wers nicht von selbst versteht, der mag das, was nun gleich folgen wird, beherzigen.

Es sind immer nur sehr wenig Soldaten, die die Stände und Ständchen in Friedenszeiten unterhalten. Der Herr Graf von Grehweiler hielt 14, der Herr Graf von Grumbach 12, der Herr Fürst von Leiningen 22, der Herr Graf von Würtemberg 8.

der Herr Fürst von Kyrburg oder Kyrn 16, die Reichsstadt Worms 34 Mann in Friedenszeiten. Was soll man mit so einem Häufchen anfangen, und welche Evolutionen können die paar Leute wohl erlernen? Ein Feldwebel, oder wohl gar nur ein Korporal ist der einzige Kommandant des ganzen militärischen Korps, und dieser Herr Feldwebel oder Korporal versteht größtentheils vom Exerzieren so viel, als Ritter Zimmermann vom Generalbaß.

Freilich haben diese kleinen Soldatenhäufchen ihre Exerzierzeit im Frühling: sie müssen einigemal hinaus in den gräflichen oder fürstlichen Garten oder auf eine Wiese, um da das Gewehr zu präsentiren, und zwey bis dreymal mit Pulverpatronen zu feuren. Dabey gehts aber zu, wie es kann: der eine präsentirt schnell, der andre langsam: kommst du heute nicht, heißt es da, so kommst du morgen, und beym Laden und Schießen ist es vollends

lends gar nicht auszustehen. Das kleine aus sechs, acht, zehn oder zwanzig Mann bestehende Häufchen ist nicht dahin zu bringen, daß es zugleich abfeure: der schießt vor, jener nach, der dritte gar nicht.

Ich bin mehrmals Zeuge von solchen Exerzitien gewesen, und habe mich sehr gewundert, wie Offiziere und Unteroffiziere, ohne selbst das geringste vom Militärdienst zu verstehen, Andre im Dienste zu unterrichten sich unterfangen konnten. Der Stock grassirt freilich nicht bey diesen Armeechen, kann auch da nicht grassiren, weil der geprügelte Held gleich vom Exerzierplatz aus adieu partie machen würde; aber ich dächte doch, daß man auch ohne Stock etwas mehr lernen könnte, als die Soldaten der deutschen Stände lernen.

Etliche Stände haben mehrere Truppen, sogar halten einige ganze Regimenter. Dahin gehören vorzüglich, die Herren Kurfürsten von Pfalzbaiern, Maynz, Trier und Kölln,

der Landgraf von Hessen-Darmstadt, dessen Soldaten unter der vorigen Regierung musterhaft geübt waren, nun aber sehr in Verfall gekommen sind, der Herzog von Würtemberg und mehrere andre größere Reichsstände.

Aber man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, diese Regimenter seyen in gutem Stande. Nichts weniger, als das! Die Offizierstellen vom General an bis auf den Fähndrich, werden aus Gnade und Gunst vergeben, auch wohl um baares Geld verkauft; und auf militärisches Verdienst, das heißt, auf Kenntnisse und pünktliche Beobachtung des Dienstes, wird ganz und gar nicht geachtet.

Wer wird z. B. den Herrn von Hohenhausen für einen großen Kriegsobersten halten? oder wüßte wohl der Prinz von Leiningen ein Dragonerregiment gehörig zu kommandiren? Und doch waren diese Herren die Matadors des kurpfälzischen Militärs. Eben

dieß

dieß gilt beynahe von allen Offizieren der deutschen größern Fürsten: die Besoldung nebst dem Titel ist das Hauptwerk, der Dienst selbst ist ein Nebending, das kaum werth ist, daß man das ganze Jahr hindurch, einige Stunden darauf verwende.

Daher sind aber auch die Deutschen, wenn sie etwas Militärisches machen sollen, vom Offizier bis zum Tampour, im Exerzieren, in Bestellung der Wachen, im Rekognosciren, kurz, in allen großen und kleinen Stücken des Dienstes völlig unwissend. Es ist doch wahrlich eine Schande, wenn, wie bey der Maynzer Belagerung geschehen ist, ein Hauptmann von den pfälzischen Truppen die Patrouillen nach dem Lager zuschickte, bis endlich ein kaiserlicher Offizier ihn belehrte, daß die Patrouillen nicht zur Beobachtung des Lagers, sondern des Feindes ausgeschickt würden, oder wenn, wie dieß bey einem schwäbischen Regiment vorfiel, ein Obristlieutnant sich bey einem

Kor=

Korporal erkundiget, wo denn doch der rechte Flügel des zweyten Bataillons sey?

Halten Sie mir diese Digression zu gute, meine Leser! Ich weiß, daß ich nicht von dem Militär einzelner Fürsten und Stände, sondern von der Reichsarmee im ganzen zu sprechen versprochen habe.

Wie gesagt ist, wenn die Reichsarmee zusammen soll, so wird geworben, das heißt, jeder Stand sucht sein Kontingent zusammen zu bringen. Man bildet sich schon, ohne mein Erinnern ein, daß das Kontingent aus den Ländern der Stände gezogen wird: denn die Herren geben auch keinen Heller dazu: das Land, heißt es, gehört zum Reiche; es muß also auch die Reichstruppen stellen.

Die gefoderte Anzahl Soldaten erschöpft niemals das Land an jungen Leuten: denn das Kontingent, als solches, ist allemal für die Landschaft, worauf es fällt, sehr erträglich. Daß aber Reichsfürsten, wie der Landgraf

von

von Hessen und andre, fast alle junge Mannschaft in ihren Ländern ausheben, kommt daher, daß sie weit mehr Soldaten halten, als sie nach dem Reichsgesetz halten sollten, und im Fall eines Krieges zu stellen gehalten sind. So hält z. B. eben der Landgraf von Hessen, drey oder viermal mehr Soldaten, als er zu halten verpflichtet ist, wenn er bloß sein Reichskontingent organisiren wollte.

Der ganze schwäbische Krais stellt vier Infanterie- und zwey Cavallerieregimenter, nebst einem kleinen Artilleriekorps: das ist doch für ein so großes Land, wie Schwaben ist, gewiß nicht zu viel.

Um die Truppen zusammen zu bringen, bedient man sich allerley Mittel. Man läßt die jungen Leute looßen, oder wirbt an für Handgeld, oder nimmt auch mit Gewalt.

Das Looßen war zu Anfange dieses Krieges sehr Mode, besonders in Schwaben und Franken. Die jungen wehrbaren Leute mußten

ten zusammen kommen, und in Beyseyn gewisser dazu verordneter obrigkeitlicher Personen durch Würfel entscheiden lassen, ob sie mit gegen die Franzosen kämpfen müßten, oder ob sie, — wie's frommen Kindern ziemt, — hübsch bey der Mutter und ihrer Gretel oder Liesel zu Hause hinterm Ofen bleiben dürften.

Traf das Looß einen Reichen, so geschah es gar oft, daß der Vater oder die Mutter einen von den Aermern anwarben, der dann für den Herrn Sohn ins Feld der Ehren rücken mußte. Ich weiß, daß Aeltern fürs liebe Söhnchen 200, 300 und mehr Gulden bezahlt haben; und auf diese Art ist mancher arme Teufel zu Geld und Gut gekommen.

Da man es bey den Kraistruppen so genau nicht nimmt, so kann auch ein Bursche, den das Looß trift, einen Ausländer, Deserteur, Zigeuner, Landläufer und andres Gesindel für sich einstellen: genug, wenn nur der Mann

Mann in Reihe und Glied stehen und das Gewehr aufschultern kann.

Eben aus diesem Grunde findet man bey keiner Armee, selbst bey den preußischen Füsselierbataillons und bey den österreichischen Freykorps nicht so viel Lumpengesindel, als eben bey den Reichstruppen, wo jeder, der nur will, Dienst bekommen kann, er sey her, woher er wolle, er habe gethan, was er mogte, er sey jung oder alt, klein oder groß, schief oder gerade; genug, wenn er das Gewehr nur trägt: das ist alles, was man verlangt.

Um den Unterthanen einige Erleichterung zu verschaffen, oder vielmehr, um für Geld einige loslassen zu können, die sonst mitgemußt hätten, haben einige Stände für gut befunden, die Zuchthäuser zu öffnen, und das darin verwahrte Gut als Soldaten ins Feld zu schicken. Die Stadt Ulm hat dieses in gegenwärtigem Kriege mehr als einmal gethan, und

sich auf diese Weise aus der Verlegenheit, wo sie Rekruten hernehmen sollte, sehr artig und ökonomisch gezogen.

Die andre Methode, Soldaten zum Reichs-Kontingent zu schaffen, ist die Werbung in der Landschaft selbst. Man will die Bursche nicht zwingen, also ladet man sie ein, sich freywillig für ein hübsches Handgeld annehmen zu lassen. Dieses Handgeld wird hernach von dem Ländchen eingetrieben, und der Bauer ist froh, daß nun sein Sohn zu Hause bleiben kann, der sonst immer beym Looßen Gefahr gelaufen hätte, ins Feld zu spazieren. Er giebt also lieber einige Thaler hin, und hilft das Handgeld für einen andern schaffen, der nun die Muskete für die Reichern und Begüterten tragen muß. Diese Werbungen sind aber doch nur bey den geringern Ständen üblich.

Die größern, besonders die Herren Fürsten bedienen sich der Gewalt, und nehmen

die

die Söhne ihrer Unterthanen, mir nichts dir nichts, weg, und stellen sie unters Gewehr. So darf z. B. kein Würtemberger, Badenser, Constanzer, Würzburger, Münsterländer, Maynzer, Trierer u. s. f. looßen, oder sich Hoffnung auf ein angemeßnes Handgeld machen. Er wird ausgefangen, erhält höchstens einige Gulden zum Versaufen und ist nun Soldat. Desertirt er, so zieht sein Erbtheil der Herr Fürst comme une bonne prise, ein, und zwingt einen andern, dessen Stelle zu ersetzen.

Wo kommen aber die Offiziere her? Da die Stände in vielen Kraisen große Herren sind, die ganze Kompagnien, auch wohl Regimenter stellen, so geben sie dann auch die Offiziersposten nach Gunst, oder für Geld hin, vielleicht auch dann und wann nach Verdienst. Die hohen Offiziere, die Generale und Obristen werden von den kraisausschreibenden Fürsten zunächst bestimmt, und da muß ich be-

kennen, daß sich sehr würdige, erfahrne Männer unter ihnen befinden. So kenne ich z. B. bey dem schwäbischen Korps einen Herrn General von Mylius und einen Herrn Obersten von Sandberg, als recht würdige Offiziere, die jedem Heere Ehre machen würden. Aber — im Ganzen, ist die Art und Weise, wie man beym Kraisvolk zu Offizierstellen gelangt, höchst tadelhaft.

Manche, ja, die meisten Kompagnien — sind komponirt, d. i. mehrere Stände müssen die Mannschaft dazu hergeben, folglich auch die Offizierstellen besetzen. So stellt z. B. Gmünd den Hauptmann, Rottweil den ersten, Rottenmünster den zweyten Leutnant, und Gengenbach den Fähndrich. Der Magistrat zu Gmünd und Rottweil, die Frau Aebtissin zu Rottenmünster und der Herr Prälat zu Gengenbach wählen diese Offiziere, und wählen allemal solche, die sich bey ihnen durch Geschenke,

Kom=

Komplimente oder andere Kanäle insinuirt haben, und dieß jeder so nach Art, Lage und Person.

Aus diesem Grunde läßt sich abnehmen, warum mancher unbärtige, unerfahrne Jüngling schon Hauptmann; mancher sogenannte lockere Passagier, der aber eines vornehmen, reichen Gastwirths Sohn oder der Neffe der Frau Reichsschulzin ist, erster Leutnant; wiederum ein ungerathenes, dummes Apothekersöhnchen schon Fähndrich ist. Ich kenne einen gewissen Herrn aus Heilsbron, ein Erz=pecus campi, der nicht einmal auf den gemeinsten Menschenverstand Anspruch machen kann, der aber, weil sein Herr Vater Stadtschreiber ist, dennoch ein Herr Leutnant ward.

Ich weiß, daß es Ausnahmen giebt, ich weiß, daß Männer unter den Kraisoffizieren sind, die ihrem Stande durch militärische Kenntnisse Ehre machen, und scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich die Herren, den

Herrn Major von Fels, den Herrn Hauptmann und den Herrn Leutnant von Storr, den Herrn von Triebelhorn und mehr andere, welche ich während meines Aufenthalts bey der Reichsarmee näher kennen lernte, für brave, sachkundige Männer halte; aber — im Allgemeinen macht doch — wie man so spricht — eine, auch zwey, auch sechs Schwalben noch keinen Sommer, und es bleibt daher leider wahr, daß die Herren Offiziere der Reichstruppen weder ihren Dienst, noch das Soldatenwesen hinlänglich inne haben.

Und ich sehe auch nicht ab, was eigentlich einen Offizier von der Reichsarmee antreiben sollte, sich auszuzeichnen!

In der kaiserlichen Armee hat man ehedem manche Offizierstellen verkauft, und dieses hat so viel bewirkt, daß kein Offizier sich bestrebte, seine Soldatenkenntnisse zu vermehren. Kaiser Joseph der Zweyte, sah das Unwesen davon ein, und verbot, die Chargen ferner-

nerhin feil zu haben, und siehe, seit der Zeit sind die österreichschen Offiziere weit thätiger geworden.

Nichts erhebt das Streben nach Einsicht und Verdienst mehr, als ein regelmäßiges, zuverlässiges Avancement. Was hilft es mir, daß ich mehr weiß, als mein Hauptmann, wenn ich nimmermehr hoffen kann, Hauptmann zu werden? Alsdann bekümmere ich mich auch nicht weiter um Kenntnisse oder um Geschick: denn ich komme doch nicht vorwärts!

Das ist nun gerade der Fall bey der Reichsarmee. Ein Stand hat z. B. den Fähndrich zu stellen; ein anderer stellt den Unterleutnant zu derselben Kompagnie. Nun bleibt der Herr Fähndrich Fähndrich, und der Herr Unterleutnant Unterleutnant, und nichts kann sie weiter bringen, nichts — zu einer höhern Stelle befördern: ihr Stand oder Ständchen hat keinen höhern Posten zu vergeben. Wo

soll denn der Bewegungsgrund bey diesen Offizieren herkommen, ihren Dienst besser zu erlernen? Was soll sie antreiben, sich durch Verdienst vor andern auszuzeichnen, da sie doch bleiben was sie sind, und auf keinen Fall höher steigen können?

Hier und da hat ein Stand zwey oder mehrere Stellen von verschiedener Art zu vergeben, und da findet denn auch ein Avancement statt. Aber leider ist das schon vorher mit dem Stand abgekartet: man weiß recht gut, wer, im Fall der Hauptmann u. s. w. abgehen sollte, nun Hauptmann werden wird; und das geht nach Gunst oder Geld, und nicht nach Verdienst. Ich habe beym Reichskorps uralte Fähndriche und blutjunge Hauptleute angetroffen. *)

Das

*) Ich glaube nicht, sagt ein gewisser Schriftsteller, daß die ganze angewandte Mathematik ein Werkzeug erfinden kann, welches mehr, als ein Frauenzimmer auszurichten ver-

Das Generalkommando der Kraise kann zum Fortkommen der Offiziere ganz und gar nichts wirken. Ich nehme z. B. an, es würde eine Hauptmannsstelle beym Badischen Regiment im schwäbischen Korps vakant, welche aber von Lindau zu vergeben wäre. Ich nehme an, der General Stain, welcher gegenwärtig der Oberkommandeur dieses Korps ist,

vermöchte. Krieg und Frieden, Ehre und Schande, gute Gerüchte und böse Gerüchte, Aemter und Würden, Zuchthausstellen und Marschallsstäbe, — alles läßt sich durch so ein Werkzeug zerstöhren und wiederherstellen, einreißen und aufbauen, verlieren und erlangen. — Wenn Frauenzimmer den Titel eines schwachen Werkzeugs annehmen, so ist es eine himmelschreiende Demuth — sie, die mit dem größten Recht auf den Rang eines Universalhebels Anspruch machen können. — Um wessen willen dieß hier bemerkt wird, werden jene schon merken, die unter der Regel dieser Bemerkung begriffen sind.

empfehle den Leutnant von Storr, den thätigsten jungen Offizier im ganzen Regiment zu dieser Stelle: alsdann würde der hochlöbliche Magistrat der Reichsstadt Lindau ganz gewiß gar keine Rücksicht auf die Empfehlung des Feldzeugmeisters nehmen, weil Herr von Storr nicht vom Lindauer, sondern vom Gmünder Stand ist; und würde ganz gewiß einen andern aus seinem Mittel herschicken, gesetzt auch, er schicke sich zum Hauptmann, wie Herr von Schirach zum Trompeter für Pitt.

Hier muß ich noch einiges vom Adel sagen. Wenn die Stände Adeliche in ihrem Mittel haben, so erhalten diese, wie natürlich, die Offizierstellen. Die Fürsten thun das nicht immer, obgleich zu unsrer Zeit der Adel von den Fürsten mehr, als jemals geehrt und hervorgezogen wird, wie z. B. im Hessendarmstädtischen, wo die Sylbe von eine gewaltige Empfehlung ist, und wo der verdienstvollste

Mann

Mann dem Edelmann ohne Verdienst nachstehen muß. Viele der Fürsten haben nämlich einmal das alles zerstöhrende Vorurtheil, der Adel sey die Stütze ihrer Macht. Doch das gehört noch nicht hieher. *) Wenn nun, wie gesagt

*) Wohl aber schon folgende Anmerkung. Also — diejenigen von dem Adel, deren Nullität sich hinter ihrem Diplom, dieser Decke von Kalbfell, verkriecht, und die nichts oder sehr verächtliches Gesindel sind, wenn dieses Fell ihnen über die Ohren gezogen wird, lassen wir die mit ihrem lächerlichen Von bey jedem sich brüsten, der ein solcher Narr seyn will, ihnen etwas darauf gut zu thun. Ich, so gut ich der Grammatik bin, bücke mich vor keiner leeren Präposition, und versichere, daß, sobald dieses allenthalben die herrschende Denkart der übrigen Stände seyn wird, der Adel sich auf Kenntnisse und Verdienste wird legen müssen, um noch etwas zu seyn.

Der General ist mehr als der Oberste: das liegt im Amte. Aber im Blute liegt nichts, als einerley Stoff zur Fäulniß. Daher sehe ich in jeglichem Edelmanne von unserm

geſagt iſt, die Stände Adel haben, ſo beför=
dern ſie dieſen zu den Offizierſtellen. So ſind
z. B.

ſerm Landesfürſten an, durch alle die Abſtu=
fungen von Grafen, Baronen, Landjunkern,
Hofſchranzen, bis herab zum verächtlichen
Krippenreiter, nie etwas anders als einen
Menſchen, wie ich, der Erde iſt und Aſche
werden muß wie ich, und der, ein excellenter
Narr iſt, wenn er dem Menſchenverſtande
zumuthet, ihn ſeiner Natur nach für ein
Weſen höherer Art zu halten.

Auch die glänzenden Stützen des höchſten
Thurmes ruhen auf den feſten Stützen des
Untergebäudes. Dieſe ſind für den Adel und
den Fürſten Bürger und Bauer oder über=
haupt der erwerbende Stand. Ohne die=
ſen würde der verzehrende Stand bald in
ſein Nichts zurückſinken. Jenen zurückſetzen
heißt alſo dieſen untergraben. — Wer mehr
darüber wiſſen will, der betrachte Frankreich,
oder leſe den vierten Band von Friedrich
Brack, wo er eine ganz herrliche Sitten=
apotheke für den Dünkel des Adels, und für
das Benehmen des Nichtadels gegen denſel=
ben finden wird. Die Zeiten ändern ſich heut=
zutage gewaltig! —

z. B. die Offiziere vom Ulmer Stand alle adelich. Aber es trift sich oft, daß der Stand keinen Edelmann hat, und dann nimmt man einen bürgerlichen. Die Offiziere z. B. von Rottweil, von Schwäbisch Halle u. m. sind alle bürgerlich: denn niemals wird sich der Stand entschließen, einem Ausländer, der nicht zum Stand gehört, eine Offizierstelle anzuvertrauen, gesetzt auch, er stamme in gerader Linie von Kaisers Claudius Reitpferd ab.

Die Unteroffiziere werden von den Reichsständen eben so angestellt, wie die Offiziere. Freilich fährt dann und wann der Regimentskommandeur zu, und ernennet einen braven Mann zum Korporal — denn einen Feldwebel kann leider selbst das Generalkommando nicht ernennen, weil das schon ein einträglicheres Aemtchen ist. — Aber in diesem Fall muß es dem Stand sofort angezeigt und dessen Gutheißen nachgesucht werden, weil sonst

der

der Stand weder die Kleidung noch die Löh=nung hergiebt.

Man hat ehedem, und ich glaube, mit Recht, an dem preußischen Militär getadelt, daß man fast lauter alte Soldaten zu Unter=offizieren aussuchte. Wie soll auch ein alter Mann das alles leisten, was man von einem Korporal fodert? Der jetzige König hat hierin mit gutem Erfolg eine andere Einrichtung ge=troffen, und so werden jetzt nur noch rasche, rüstige Männer zu diesem Posten befördert. Die alten mögen bey den Depots bleiben. Allein bey den Franken, Schwaben und über=haupt bey den Reichstruppen herrscht ein wah=res Unwesen auch in Besetzung der Unteroffi=ziersstellen. Wer da dem Stand gefällt, oder einen guten Freund bey dem hochlöblichen Stadtmagistrat hat, wer dem Beichtvater des Nonnenklosters in bethbrüderlicher Rücksicht ansteht, wird Feldwebel, Fourier oder Korpo=ral. Ein verdorbener, versoffener Gastwirth

von

von Dünkelsbühl, den der dortige Senat gern fortgeschaft hätte, erhielt die Stelle eines Feldwebels bey der neuen Kompagnie; und ein elender versoffener Student von Halle in Schwaben, der der Reichsstadt zur Last fiel, und den man, so große Bubenstreiche er auch betrieb, doch nicht fortjagen wollte, weil sein Vater ehemals im Senat gesessen hatte, ward Fourier. So hat auch das Kloster Salmansweiler, Cisterzienserordens, einen elenden Menschen, der sonst ihr Gärtner gewesen war, zum Fourier ernannt.

Meine Leser halten mir diese Prolegomena zu gute: sie schienen mir zur Einleitung höchst nöthig zu seyn. Jetzt komme ich auf die Hauptsache.

Da wäre es denn freilich mein Wunsch, daß es mir gelingen möchte, nicht nur die Fehler der Reichsarmee darzustellen, sondern auch die angemeßnen Mittel zur Besserung eindringend und nachdrücklich anzugeben.

Aber, leider Gott erbarms! die Anwendung der Mittel zur Verbesserung ist, — so lange die jetzige, anarchische Lage des unförmlichen deutschen Staatskörpers bleibt, wie sie durch die Kunst- und Gewaltsgriffe der Mächtigern nun einmal ist — eben so unmöglich, als es unmöglich ist, aus einem Juden, der seinen Schabes und seine Feiertage noch religiös feiert, und die Speisegesetze der dummen Rabbiner für heilig und unverletzbar hält, einen guten Soldaten zu bilden.

Ich kenne einen sehr würdigen Obersten eines Kraisregiments. Dieser brave und erfahrne Mann wendete gleich bey der Entstehung des Regiments alle Mühe an, seine Offiziere und Soldaten kunstmäßig auszubilden: Tag und Nacht ging seine Sorge dahin, Taktik, Dienstkenntnisse und Nacheiferung seinen Untergebnen eigen zu machen; allein alles vergebens! Güte und Schärfe war gleich übel angebracht, und das Regiment, ob es gleich

noch

noch das beste in jenem Korps, durch die Bemühungen und Arbeiten des braven Obersten und einiger guten Hauptleute, geworden ist, ist und wird immer bleiben ein — Kraisregiment, d. i. eine Masse blau gekleideter, gewehrtragender Leute, die den Namen Soldat kaum verdienen.

Der erste unverbesserliche Hauptfehler eines Reichsregiments und der ganzen Reichsarmee liegt darin, daß sie aus zu vielerley Volk komponirt oder zusammengesetzt ist, daß folglich niemals Einförmigkeit oder feste Taktik statt dabey haben kann.

Ich bitte meine Leser, diesen Satz erst im Kleinen, dann im Großen mit mir aufmerksam durchzugehen.

Der erfahrne Leser mag selbst entscheiden, ob irgend ein reguläres Regiment aus einem Trupp entstehen könne, zu welchem 20, 30 und mehr Stände die Leute liefern, im eigent-

lichsten Verstand liefern müssen, und das nach der vorhin beschriebenen Art?

Ich habe vorhin gesagt, daß manche Stände und Ständchen, schon ehe das Reichskorps ins Feld ziehen muß, Soldaten halten, und daß diese zuerst mitziehen. Aber dergleichen Helden sind eben so gut beynahe als ganz frische Rekruten: sie müssen nämlich auch alle erst zugestutzt werden.

Nach langer Mühe, vielen Ermahnungen, Drohungen, ja gar Exekutionen von Seiten der ausschreibenden Fürsten kommt endlich das ständische Kontingent zusammen, und nun fängt man an, Soldaten zu machen, oder vielmehr Soldat zu spielen. An der Kleidung finde ich wenig zu tadeln, ob es gleich der Einförmigkeit schadet und das Auge sehr beleidiget, daß der eine feineres, der andere gröberes Tuch, der eine hellere, der andere dunklere Farbe, der einen längern, jener einen kürzern Rock, dieser einen so, jener einen anders ge-

stutz-

stutzten Hut, oder zugeschnittenen Rock u. s. w. trägt: denn jeder Stand macht es hierin, wie er will, und läßt sich weder vom Regiments-kommandör, noch vom Kraise etwas vorschreiben, genug, wenns nur blaue, weiße u. a. Röcke sind. — Aus diesem Grunde sehen die meisten Kompagnien und Bataillons gar seltsam und buntschäckig aus.

Dieses buntschäckige Wesen ist bey dem schwäbischen Korps dieses Jahr auf eine sonderbare Weise vermehrt worden, so, daß man, ohne überlaut zu lachen, die Regimenter von Baden, Wolffegg, Fürstenberg und Würtemberg nicht sehen konnte. Es gefiel dem Herrn Markgrafen von Baden und dem Herzog von Würtemberg, die erste schon vor dem siebenjährigen Krieg gemachte Vertheilung der Stände wieder herzustellen. Es waren aber viele Stände, welche sonst zum Badischen und andern Regimentern gestellt hatten, schon beym Fürstenbergischen,

Wolffeggschen und andern. Diese musten nun wieder dahin, wohin sie ehedem gehört hatten, und dadurch findet man bey einer und derselben Kompagnie, Soldaten mit blauen Röcken, dunkelgelben und hellgelben Aufschlägen, Rabatten und rothem und weißem Unterfutter; mit gelben und weißen Knöpfen; mit weißen Röcken und rothen Aufschlägen u. s. w. Daß dieses bey einem und demselben Regiment, in Reihe und Glied, äußerst komisch und abgeschmackt aussehen müsse, ist handgreiflich; und doch wird das Unwesen dauern, bis die Röcke zerrissen sind: denn die Stände haben es abgeschlagen, sogleich neue machen zu lassen; auch wollten sie sich nicht einmal zur Vertauschung der Kleidungsstücke verstehen. Ich meyne noch jetzt den Kommandör des Badischen Regiments, den Herrn Obersten von Sandberg zu sehen, als er die Metamorphose seines Regiments erblickte: „es fehlt nun, sagte er, zur vollkommnen Karrikatur

nichts weiter, als noch einige Dutzend Hans=wurste und Schornsteinfeger — pfui Teu=fel!" — Da ritt er hin und ärgerte sich über die allerliebste Einförmigkeit der abderitischen Mannschaft.

Eine weit wichtigere Verschiedenheit ist die der Armatur, welche die Gleichförmigkeit des Exerzirens unmöglich macht. Gleichförmig Exerzieren ist, wie jeder Kriegsmann weiß, die Seele der Taktik. Ein Schweizer ärgerte sich vor einigen Jahren, als er ein preußisches Regiment so maschienenmäßig sich üben sah; er meynte, das hieße Wanduhren aus Men=schen ziehen. Aber das war einem Schweizer zu verzeihen, der keinen Begriff von militäri=schen Uebungen in Monarchien hat. Ein Kriegsmann hingegen weiß, was egale Form der Uebungen ist, und wird diese nimmermehr als ein maschienenmäßiges Marionettenspiel betrachten.

Bey den Kraisregimentern, wenigstens bey den meisten, geben die Stände ganz verschiedne Gewehre, sowohl bey der Infanterie als bey der Cavallerie. Einige sind nach preußischer Art, andere nach österreichischer, und noch andre ganz vom uralten Schlage. Nun stelle man sich ein Regiment vor, wo einige krumme, andre gerade Flinten herumtragen; wo dieser das Pulver aufschüttet, jener nicht; wo der eine den Ladstock umkehrt, der andere nicht. Das alles macht nicht nur einen häßlichen Uebelstand, sondern thut auch noch den wesentlichen Schaden, daß man die Fehler niemals bemerken, folglich auch niemals verbessern kann. Bloß die gleiche Form beym Exerzieren, die aber bey der ungleichen Armatur nicht möglich ist, setzt den Offizier in den Stand, die Fehler zu bemerken, auch die kleinsten. Wo aber, wie hier, verschiedene Griffe durchaus gemacht werden müssen, da kann auch der geübteste Offizier nichts aus-

richten. Daher denn das Pfuschern und das Gaukeln, weil jeder sichs so bequem macht, als er kann.

Es haben zwar die Kommandörs schon oft bey den Fürsten und Ständen der Kraise, selbst auf den Kraistagen zu Nürnberg, Ulm und anderwärts auf die Einführung gleicher Gewehre und Armatur gedrungen, auch die Nothwendigkeit einer gleichförmigen Rüstung nachdrücklich vorgelegt; aber man hatte keine Ohren, und es ist geblieben, wie es war.

Das ist also ein Hauptfehler, der offenbar daher kommt, daß so viele Stände das Reichskorps bilden helfen.

Ein anderer sehr großer Fehler, der aus derselben Quelle fließt, ist die verschiedne Provision der verschiedenen Stände.

Jeder Stand, Fürst, Graf, Reichsstadt, Kloster u. s. w. trägt dem Offizier aus seinem Mittel die Fürsorge für das ständische Kontingent auf. Gesetzt nun, eine Kompagnie be-

stehe aus Leuten von sechs Ständen, so besorgt die des ersten Standes der Hauptmann, die des zweyten der Oberleutnant, die des dritten der Fähndrich, die des vierten der Unterleutnant, ein Feldwebel die des fünften, und der Fourier die des sechsten. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß jeder der Bursche sich an den Provisor seines Standes anschließt, daß er von demselben Schutz fodert und erhält, und daß also der Hauptmann bey der Kompagnie weiter nicht gilt, als bloß in Rücksicht auf die Bursche von seinem Stande. Der Unterleutnant z. B. hat meinen Stand zu besorgen: er also muß mir die monatliche Zulage, Kleider und alles geben, folglich halte ich mich auch zunächst an den Unterleutnant und kümmere mich um die andern, selbst um den Hauptmann, nicht viel.

Die Provision selbst ist sehr verschieden: einige Fürsten und Stände geben keine monatliche Zulage, andre geben sie, und die, welche

Zulage geben, geben sie verschieden. Ich kenne Stände, deren Zulage sich auf 2 Gulden 45 Kreuzer monatlich für den gemeinen Mann beläuft; andre hingegen geben nur einen Gulden. Manche Stände und Fürsten liefern lederne, manche tuchene Beinkleider: einige versehen ihre Leute mit guten Schuhen, Strümpfen, Hembden u. s. w., manche aber geben alle diese Stücke von geringem schlechten Werthe.

Gegen dieses Unwesen ist nun wohl schwerlich ein Mittel. Soll der Bursche klagen? Soll er sich beym Hauptmann oder beym Obersten beschweren, wenn er schlechte Sachen erhält? Diese weisen ihn sofort an seinen Stand, und bey dem Stand hat ja der Provisor das Ohr des Standes ganz allein.

Aus eben dieser Ursache kümmern sich auch die Hauptleute wenig um die Kompagnien, besonders um die Soldaten, welche nicht von ihren Ständen sind. Einmal hat der Haupt-

mann bey einem fremden Stand, ob er gleich unter seiner Kompagnie ist, wenig oder gar kein Ansehn; höchstens ist der äußere Dienst seine Sache; für alles andre sorgt der, welchem die Provision von dem Stand anvertraut ist; und der Hauptmann, welcher sich darein mischen wollte, würde übel wegkommen.

Sagt der General oder der Oberste ein Wort, daß dieses oder jenes so oder so seyn müsse, daß er mehr Gleichheit in der Kleidung u. s. w. eingeführt wissen wolle: so beruft sich der Hauptmann darauf, daß dieses nicht ihm sondern die Stände angehe: der General möge sich an den und den Leutnant u. s. w. wenden. — Der General — ärgert sich nun, murrt, zankt auch dann und wann, und droht, die Sache an den Krais zu melden: aber der Leutnant lacht im Stillen, und alles bleibt beym Alten.

Die verschiedne Provisionen machen ebenfalls, daß die Soldaten und Unteroffiziere von einem Stand — von den Offizieren werde ich bald reden — sich einander fürchterlich hassen, und einander allen Schabernack anthun. Die von einem und demselben Stand halten zusammen, und kabaliren unaufhörlich wider die andern Stände. Ich bin oft Zeuge von Zänkereyen gewesen, welche bloß die Verschiedenheit der Stände zum Grunde hatten. Ein Unteroffizier wird sich sehr hüten, einen Mann von seinem Stand, der einen dummen Streich begeht, anzugeben, und ihm Strafe zuzuziehen: denn dieses würde ihn bey seinem hochlöblichen Stand um allen Kredit und ins schwarze Buch bringen. Hingegen giebt er mit Vergnügen Bursche fremder Stände an, und hilft ihnen nach allen Kräften zu Prügeln und Arrest. Im Lager bey Marlen merkte ein Korporal Schlägerey in einer Marketenderbude; er rief nach und nach alle Soldaten

vom

vom Wallersteiner Stand heraus, und schickte sie nach ihren Zeltern; nachher brachte er die übrigen nach der Brandwache, und den folgenden Tag erhielt jeder seine zwölf Hiebe.

Ich habe oft bey den Preußen klagen hören über die wenige Kammeradschaft; aber bey den löblichen deutschen Kraisregimentern ist die Kammeradschaft noch seltner: so viel Stände, so viel Rotten, die sich unaufhörlich necken und verfolgen.

Ein dritter Hauptfehler des Reichskorps ist die unbeschreibliche Eifersucht der Offiziere untereinander.

Die Ursache dieses Fehlers ist leicht einzusehen. Das Regiment ist aus Leuten von vielen Ständen zusammengesetzt: jeder Offizier hängt von dem seinigen ab, und doch muß er nach der Subordination dem Hauptmann, Major u. s. w. von einem andern Stand zu Gebote stehen. Ein Fähndrich, Unterleutnant u. s. w. ist schon lange bey einer Kompag-

nie

nie gestanden; nun geht der Hauptmann ab, weil er entweder krank ist, oder an dem Kanonenfieber laborirt. Der Stand also, der den Hauptmann stellt, schickt einen von seinen Kreaturen, der weder an Alter, noch an Erfahrung und Geschicklichkeit dem Fähndrich oder Leutnant gleich kommt. Er macht die gröbsten Fehler gegen den Dienst, prostituirt sich ohne Unterlaß; aber er hat einmal die Kompagnie, und der Herr Leutnant und Fähndrich muß ihm gehorchen. Da sind demnach die Kabalen unvermeidlich: man sucht recht absichtlich ihn, wie man spricht, über die Pfütze zu führen, und gute Nacht Subordination! Da ist also ganz dem Buchstaben nach der Hobbesische Krieg aller gegen alle: jeder sorgt für sich, jeder sucht sich zu behaupten, sein Ansehn zu unterstützen, und den andern zu beschimpfen.

Es ist mir für gewiß erzählt worden, und ich kann es auch glauben, da ich die Kabali-

stik von der Art kenne, daß ein Leutnant bey einer Revue, wo selbst der Generalkommandör zugegen war, einigen Burschen Geld gegeben habe, um bey des Hauptmanns Kommando vorzuschießen, damit es ein Geplacker gäbe, und der Hauptmann einen Verweis davon trüge. Es geschah auch würklich: der Hauptmann kommandirte recht, die bestochnen Bengel schossen vor, die ganze Division gerieth ins Plackern, und der General hunzte den Hauptmann aus, als wenn die Schuld an seinem Kommando gelegen wäre.

Solche Siebensachen gehen öfters vor, und zeugen von der Freundschaft, womit die Offiziere der Kraisregimenter einander zugethan sind!

Ein Offizier in kaiserlichen, preußischen, sächsischen und andern Diensten, bleibt immer demselben Herrn unterthan, behält immer dieselben Vorgesetzte u. s. f. Aber ein Offizier bey den Kraistruppen respektirt seinen

Ober=

Obersten, General, Major u. s. f. bloß so lange, als der Krieg dauert. Ist dieser beendigt, so geht er zu seinem Stand, Fürsten, Reichsstadt, Kloster u. d. gl. zurück, und bekümmert sich fernerhin nicht mehr um den Vorgesetzten, der ihm nun auch weiter nichts zu befehlen hat.

Wo soll bey solchen Umständen die Anhänglichkeit an die Obern, die doch im Kriege so wesentlich nothwendig ist, herkommen? Alle große und kleinen Zwecke, wozu mehrere das Ihre beytragen, müssen durch Eintracht und gemeinschaftliches Interesse erhalten werden, besonders im Kriege, wo Uneinigkeit und Kabale den allergrößten Schaden stiften müssen. Aber diese Einigkeit ist unter dieser Verfassung bey den Kraistruppen nicht möglich. Folgende Anmerkung wird diesen wichtigen Satz noch mehr ins Helle bringen.

Die ausschreibenden Fürsten sind bey allen Ständen der Kraise verhaßt, und gerade diese

Für=

Fürsten ernennen die Generale, als ihre Stellvertreter, die Obersten und Adjutanten. Die Folgen dieser Behauptung sind sehr wichtig; also muß es wohl der Mühe werth seyn, die Behauptung selbst mit Gründen zu unterstützen.

Die ausschreibenden Fürsten werden sowohl durch das Reichsconclusum zu Regensburg, als auch durch die Kontingentsrepartition, welche auf dem Kraistage zu Nürnberg, Ulm und in andern Hauptstädten der Kraise, festgesetzt wird, sofort autorisirt, die Stände erst in der Güte zur Stellung ihres jederseitigen Kontingents aufzufodern, und im Fall der Nichtbefolgung mit Schärfe und Exekution zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten. Jeder Stand aber, — gesetzt auch, es sey ein unbedeutendes Reichsstädtchen Friedberg, Gelnhausen, Offenburg u. s. w. oder eine Benediktiner-Abtey, ein Nonnenkloster, eine unbedeutende Frau Gräfin von der Leyen,

oder

oder so was ähnliches — dünkt sich doch, als Reichsstand, gar viel zu seyn, und leidet die gebietende Auffoderung des ausschreibenden Fürsten meist nur mit Widerwillen, gehorcht mit Widerwillen, und stellt endlich das Kontingent, aber immer mit Widerwillen. In gegenwärtigem Kriege wider die neufränkische Republik sind einige Stände im fränkischen und schwäbischen Kraise gar mit Gewalt gezwungen worden, die deutsche Heldenarmee mit einigen $5\frac{1}{4}$, $8\frac{1}{2}$ Mann u. s. w. zu vermehren.

Die kleinern Fürsten und Stände sehen wohl ein, daß im Fall eines unglücklichen Krieges der Schaden ihnen eben so, wie den größern, zur Last fallen würde, daß aber, wenns glücklich abginge, der Herzog von Würtemberg, der Kurfürst von Pfalzbaiern, der Landgraf zu Hessen und andre große Reichsstände es für gut finden würden, Ehre und Vortheil sich ganz allein zuzueignen; aber die Herren Fürsten

von Fürstenberg, Bruchsal, die Herren Stadtschultheiße von Offenburg, Gmünd, Rottweil und die hochwürdigen Prälaten von Salmansweiler und Gengenbach, und alle andre Stände dieser Art nicht einmal zu erwähnen. Wir sollen also, sagen diese, die Gefahr und den Nachtheil mit ihnen theilen; aber auf den Vortheil und die Ehre des Sieges Verzicht thun: dafür danken wir ergebenst.

Nach diesem Grundsatz verfahren sie nun, und geben gerade nur das, wozu man sie zwingt. Die Stände haben also aus Noth, um nur der Exekution zu entgehen, ihre Leute zur Armee abgeschickt; aber ächter, wahrer Patriotismus hat gar keinen Theil an der Sache gehabt. Doch davon nachher.

Die Feindschaft und der Haß der kleinern Stände gegen die ausschreibenden mächtigern Fürsten geht nun auf die Offiziere und Soldaten auch über. Meist alle Offiziere hassen die

die Generale und Obersten, bloß aus dem Grunde schon, weil sie selbige für usurpirende Zuchtmeister ansehen, die ihnen ihre Freyheit, welche ihnen ihr hochlöblicher Stand gestattet, beschränken und verletzen.

Die große Unerfahrenheit und Unwissenheit der Offiziere im Dienstwesen, zwingt die Obern sehr oft, ihnen die Meynung derb zu sagen, auch sonst mit Strafen sie heimzusuchen. Wenn, wie ich oft selbst gesehen habe, ein Oberster ein und eben dieselbe Sache hundert und neun und neunzigmal den Offizieren vordemonstrirt, und es ihnen so oft vormacht, daß endlich auch ein Stück Holz es verstehen müßte, und dann doch die Offiziere entweder aus Unachtsamkeit, Eigensinn oder aus wirklicher Dummheit das Ding wieder hundertmal schief machen, so bricht endlich dem Vorgesetzten die Geduld, und er fährt freylich dann mit derben Worten heraus.

Ich habe mehrmals gesehen, wie der Herr Oberst von Sandberg vom Badischen, und der Oberst vom Wolfeggischen Regiment, Offiziere beym Exerzieren aus dem Glied jagten, weil sie ganz und gar nicht wußten, was sie machen sollten.

In preußischen, öſtreichischen, hessischen und andern regulirten Diensten erträgt ein Offizier leicht einen Verweis, der ihm keine Schande macht, und sucht sich zu bessern, damit es nicht nöthig sey, den Verweis zu wiederholen: aber bey den hochlöblichen Kraistruppen sind größtentheils Offiziere, die beynahe niemals an Verweise gewöhnt waren, die folglich sich baß ärgern, wenn der Oberste oder der Major sie unwissende Wichte nennt, die keinen Menschenverstand haben, oder sie gar sofort in Arrest schickt. Dergleichen Traktament schmeckt einem Frankfurter, Nürnberger oder Ulmer Patrizier, oder einem Herrn Leutnant, der sonst Lakay bey einem Reichsprä-

prälaten war, freylich gar übel, und vermehrt nur seinen Haß gegen die Obern und den Widerwillen gegen den Dienst.

Es giebt, heißt es in einem gewissen Buche, worin ich einmal geblättert habe, keine fadere Gesellschaft, als die Gesellschaft der Offiziere: die Leute reden von nichts, als von ihrem Dienst, von ihrer Taktik und von ihren Wachen. — Der Autor hatte recht: wer nicht von militärischem Metier ist, muß freylich ein solches Gespräch fade finden. Aber sind die Gesellschaften der Gelehrten, worin von eitel superfeinen Sächelchen disputirt wird, oder die Gespräche der Frauenzimmer, die nichts als Putz u. d. gl. betreffen, nicht auch fade genug für den, der davon nichts versteht? Ein jeder spricht von dem, was seines Amtes ist, nach dem Spruch des Ovidius:

Novita de ventis, de tauris narrat arator,
Enumerat miles vulnera, pastor oves.

Bey den Kraisoffizieren aber ist das Ding gar anders. Vom Exerzieren oder sonst von Dingen, die den Dienst betreffen, hört man kaum ein Wörtchen. Nur Karten, Würfel und Weinflaschen her, und dann beginnt das liebe, erbauliche Spiel, oder ein recht artiger Kommantär über die Reize der Nymphen. Dieses geht so weit, daß sich kein Offizier — ich habe das mehr als einmal selbst erfahren — über Dienstsachen anders sprechen läßt, als früh bey dem Rapport, das heißt, zu der Zeit, wo der Feldwebel Nachricht von der Kompagnie ertheilt: was da nicht gemeldet und ausgemacht wird, muß bis auf den andern Tag verschoben werden, und wäre es von noch so großer Wichtigkeit.

Der Obrist von Sandberg empfahl den Offizieren zum öftern, Abends beym Verlesen, wo die ganze Kompagnie zusammen zu kommen pflegt, kleinere Evolutionen im Marschiren, Schwenken u. s. w. vorzunehmen, um sich und die Leute darin etwas zu üben.

Aber ich weiß keinen Offizier, der dieses jemals befolgt hätte, den Leutnant von Storr ausgenommen. Die andern dachten, und sagtens laut: das sey ihnen ungelegen, sie wollten dem Obristen den Teufel thun, sie würden ohnehin schon genug geschoren auf dem Exerzierplatz u. d. gl.

Die Adjutanten sind bey den meisten Kraistruppen, so wie bey den Oestreichern, keine würkliche Offiziere: man ernennt erfahrne, auch wohl sehr unerfahrne Unteroffiziere, Feldwebel und Fouriers dazu. Da sie aber die Befehle der Obern den Herren Offizieren eröffnen müssen, ihnen auch manchen Verweis überbringen oder einhändigen, so sind die armen Adjutanten der Gegenstand des Hasses, der Verachtung und der Satyre aller Offiziere, ja selbst der gemeinen Soldaten, die in diesem Stück sehr gern ihren Vorgesetzten nachahmen. Ein gewisser Feldwebel Franer, vom badischen Regiment, ward den vorigen

Sommer Adjutant bey dem zweyten Batail-
lon: aber er wäre besser Feldwebel geblieben.
Alle Offiziere fielen hernach über ihn her, und
wo sie nur immer konnten, neckten und quäl-
ten sie ihn; und selbst der Obrist war nicht im
Stande, ihn gegen die allgemeine Verachtung
zu schützen.

Franer ist freylich kein Hexenmeister,
und seine militärischen Kenntnisse sind eben
nicht weit her, auch ist sein ganzes Benehmen
ziemlich fade und lächerlich; aber die Offizie-
re, wenigstens die Hauptleute, von denen man
doch Ueberlegung und Gemeinsinn fodern darf,
hätten seiner doch schonen sollen wegen des bö-
sen Beyspiels, und des nachtheiligen Ein-
drucks, den der Spott über den Adjutanten
bey den gemeinen Soldaten machen mußte.
Der gute Franer trug einen etwas weiten
Rock. Ein Soldat fragte den andern so laut,
daß der Adjutant es hören konnte: „horch,
Kammerad, wer hat wohl dem Adjutanten

 seinen

seinen Rock so weit gemacht? — Pah, erwiederte der andere, das ist nicht des Adjutanten Rock: siehst du denn nicht, daß es der Schlafrock des Profosen ist? Er hat ihn vom Profosen geborgt!" — Frauer ging zum Hauptmann, und beschwerte sich über die Impertinenz der Soldaten. Der Hauptmann aber lachte ihn aus, erklärte die Sache für eine Schnurre, die sehr verzeihlich sey, und verweigerte ihm die Genugthuung. Nachher sprach der Hauptmann mit den Soldaten, lobte ihren guten Einfall, und gab ihnen ein Trinkgeld, wahrscheinlich, um sie zu ähnlichen Impertinenzen aufzumuntern.

Der Adjutant vom ersten Bataillon des nämlichen Regiments, Herr Colmar, ein Mann von Kenntnissen und sehr biederem Karakter, aber von kränklicher Konstitution, hat aus dieser Ursache sich einen rüstigen Substituten angenommen, der seine Dienste auf der Parade versieht, und die Grobheiten der Of-

fiziere und Soldaten mit gleicher Münze ganz kaltblütig abweiset. Herr *Colmar* hat diesen Ausweg gewählt, damit er sich nicht zu Tode ärgern müsse, welches bey seinem hypochondrischen Wesen sonst leicht geschehen könnte.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, folgt nun der vierte Hauptfehler des Reichskorps von selbst und ohne weitere Beweise, nämlich der *Mangel an Subordination*. Ich brauche es keinem Soldaten zu sagen, daß strenge Subordination, das ist, pünktliche Befolgung der Befehle der Vorgesetzten, das Hauptwesen des Kriegsdienstes ausmache, daß mit dieser alles stehe oder falle, und daß sich der Soldat oder der Offizier auch nicht einmal die Untersuchung über den Grund einer Ordre erlauben dürfe. Alles dieses darf ich nicht weitläufiger sagen: es ist zu bekannt, und die Nothwendigkeit davon ist zu sehr durch unzählige Erfahrungen bestätiget, als daß ich den Satz hier noch beweisen müßte: daß, wo

die

die Subordination schlecht steht, auch da der ganze Dienst nichts tauge.

In der Reichsarmee kann nun wohl nach dem, was ich oben schon erzählt habe, keine ächte Subordination statt finden, weil der wahre Grund derselben, nämlich das gemeinschaftliche Interesse, wegfällt. Hier will ich mich, da ich weiterhin über diesen Punkt noch einmal reden muß, nicht weiter darauf einlassen.

Da jeder Fürst und jeder Stand der Kraise für sein Kontingent sorgen muß, so entstehen häufige Defraudationen oder Betrügereyen, welche man nicht füglich verhindern kann, weil keine Aufsicht da ist. Bey andern Armeen kömmt doch endlich alles von geringern Vorgesetzten in höhere Hände, und da geht es denn doch weit regelmäßiger und ordentlicher zu, ob es gleich auch da an Betrügereyen nicht fehlt. Bey der Reichsarmee hingegen ist der Stand die höchste, und der bey dem Regiment

für

für den Stand angesetzte Provisor die erste Instanz. Dieser Provisor macht nun, was er will: denn der Stand ist weit entfernt, und kann unmöglich die Richtigkeit der Angaben in seinen Berechnungen untersuchen. Ich muß hier einiges anführen, um deutlich zu zeigen, wie die guten Stände betrogen werden.

Der Büchsenmacher z. B. hat im Monat März für sechs Gulden Arbeit für den Offenburger Stand geliefert. Der Herr Leutnant als Provisor des Standes und der Büchsenmacher verstehen sich: es werden statt sechs Gulden, dreißig angesetzt für zerbrochne Schäfte, die nie zerbrochen, für verlorne Säbel und Bajonette, die nie verloren waren: der Leutnant schickt die Rechnung ein, der Stand bezahlt sie, und der Büchsenmacher theilt nach Convenienz mit dem Leutnant den Ueberschuß.

Hans und Kunz sind schon vor sechs Monaten davon gelaufen; sie werden aber noch immer geführt, und folglich erhält der Stands-

pro-

provisor die Zulage für sich, und theilt mit dem Regimentsquartiermeister das Geld und Brod, welches Hans und Kunz hätten beziehen sollen, und der Stand wird immer geprellt. Der Provisor läßt sich auch zu rechter Zeit die Kleider zahlen, die Hans und Kunz hätten anziehen können, wenn sie da geblieben wären.

Die Besoldung der Offiziere bey den Reichstruppen ist eben nicht groß: ein Kapitän hat nicht mehr als 50 Gulden monatlich, und einige Pferdrationen, und doch sind diese Herren im Stande, großen Aufwand zu machen, mit Weib und Kindern, mit Bedienten und anderm Geräthe herumzuziehen, in den Kantonnirungsquartieren und Lägern, und überhaupt so zu wirthschaften, wie kein kaiserlicher oder preußischer Offizier es kann, ohne von seinem Vermögen, wenn er einiges hat, stark zuzusetzen. Nun fragt es sich: woher das alles?

Die Stände sehen ohne Zweifel wohl ein, daß starker Betrug vorgeht; aber da am Ende allemal der Unterthan, d. i. der Bauer und der Bürger — denn auf diese werden alle Unkosten für das Kontingent angeschlagen, unter dem Titel der Römermonate, und die Herrschaft, oder der Herr Fürst, Graf, Prälat u. s. w. geben dazu keinen Heller, — alles zahlen muß, und da die Herren bey den Ständen sich auch Vortheile dabey verschaffen können, so läßt man alles gehen, wie es geht, fischt im Trüben und läßt Andre auch so fischen, und benutzt das allgemeine Elend, um seinen Beutel anzufüllen.

Daher kostet auch ein einziges Kraisregiment — ich rede, wie sichs von selbst versteht, immer noch von den komponirten Regimentern: denn von den Kontingenten größerer Fürsten, werde ich das Gehörige bald anbringen — mehr als drey kaiserliche oder preußische. Jeder will da sich bereichern, vom

Fou-

Fourier an bis zum höchsten Offizier: und bey diesem Manövre gehts so ziemlich schnell, weil am Ende des Kriegs die ergiebige Quelle versiegt; und so sucht man sein Pfeifchen recht hübsch zu schneiden, so lange man noch im Rohr sitzt.

Die Kraise haben noch Schulden aus dem siebenjährigen Kriege: aber der gegenwärtige Krieg — hat ganz Deutschland in unerhörte und kaum zubezahlende Schulden nachgestürzt. Die Stände des Reichs, d. i. die armen deutschen Unterthanen, die ohnehin in Friedenszeiten schon von manchem Despoten ausgesaugt werden bis aufs Blut, sind nicht mehr im Stande, den Krieg auch nur noch ein einziges Jahr fortzusetzen, oder mit andern Worten, sie sind nicht im Stande, ihr Kontingent noch ein Jahr auf den Beinen zu halten, ohne sich zu ruiniren, oder als Unterpfand einem Mächtigern heimzufallen. Diese Wahrheit zu beweisen, oder weiter zu verfolgen, ist hier der Ort nicht.

genöthigt hätte, ihre Römermonate nach wie vor fortzuzahlen.

Im siebenjährigen Kriege machten die Reichstruppen eine für sich bestehende Armee aus. Daß sie damals nichts geleistet haben, und besonders bey Roßbach ganz exemplarisch davon gelaufen sind, lehrt die Geschichte dieses Krieges. Im jetzigen Kriege gegen die Franzosen, fieng man die Sache anders an: die Reichstruppen wurden vertheilt, und zu den Preußen und Kaiserlichen da und dorthin gestoßen, wahrscheinlich, weil man dachte, daß es auf diese Art angienge, die an sich nur halb brauchbare Truppen ganz brauchbar zu machen.

Ich muß über diesen Gegenstand etwas ausführlicher schreiben.

Es wäre zu wünschen, daß ächter Patriotismus alle Krieger vom ersten General an bis auf den letzten Tambour beseelte: dann hätten wir brauchbare Heldenheere, und weder

der Memmen noch Waghälse. In diesem Kriege hat man wieder gesehen, was man den alten Geschichtschreibern kaum mehr glauben wollte, — daß junge, ungeübte und unerfahrne Krieger, alte nach der Schnur und allen Regeln der Taktik gebildete Soldaten zurückwarfen, und sie mit Schande, wie eine Heerde Schaafe, vor sich hintrieben. Eben so wie man noch jetzt die Thaten der Griechen, unter der Anführung eines Leonidas, Miltiades, Themistocles, Pausanias und andrer rühmt; wie man die Bemühungen der Römer für die Rettung ihres Vaterlandes gegen den Hannibal, die Gallier, den Pyrrhus und die Cimbrer feyerlich rühmt, eben so sage ich, wird man in der Folge der Zeit die heldenmüthigen Thaten der Franzosen rühmen, da sie die Linien im Elsaß wieder eroberten, die Macht der Spanier zernichteten, die Feinde aus den Niederlanden trieben, und rundum ihrer Feinde sich erwehrten. ꝛc. ꝛc.

Was machte aber ehedem die Griechen und Römer und jetzt die Franzosen so tapfer und so muthig? Nichts als der Patriotismus, der ehedem jeden Griechen und Römer, und jetzt jeden Franzosen beseelt.

In einem Kriege, wo Monarch wider Monarch, Armee gegen Armee ficht, ist das Kriegsglück wandelbar: jeder kann hoffen zu gewinnen; und was nicht durch offenbare Kraft ausgerichtet werden kann, läßt sich durch List, Pratiken, Geld und andre Mittel, die die Moral zwar verdammt, die Politik aber autorisirt und billiget, zuwege bringen. Aber wo Despotie mit der Freyheit kämpft, da entscheidet kein Zufall mehr, da gelten alle politischen Kniffe nichts: der Sieg ist allemal auf Seiten der Vertheidiger der Freyheit.

Wo aber Liebe zum Vaterland seyn soll, muß doch wohl erst ein Vaterland selbst seyn; und das ists eben, was wir armen Deutsche leider nicht haben. Unser liebes Deutschland,

das

das Land, welches ehemals einen Herrmann und Meerbott hervorbrachte, das den Römern, den Normannen und den Hunnen so lange und so glücklich widerstand, dieses gute Land ist in eitel kleine Monarchieen zertheilt, deren Haupteigenschaften großentheils Bedrückung der Unterthanen, Stolz und Sklaverey und eine unbeschreibliche Schwäche sind. Einige mächtige Stände des Reichs scheinen gar nicht mehr dazu zu gehören, und mischen sich bloß in Reichssachen, wenn sie ihren Vortheil betreiben zu können glauben. Die andern Stände sind einzeln — schwach, und verbündet — eben auch nicht stark.

Woher sollte also Vaterlandsliebe kommen, da leider der Deutsche als Deutscher kein Vaterland hat? Nirgends ist der Unterthan ärger Sklav, als unter den kleinen Despoten in Deutschland: größtentheils sind die Unterthanen Leibeigen, und werden nach ächt Machiavellischen Grundsätzen regiert. Hat aber wohl

der Sklave ein Vaterland? Oder muß es ihm nicht gleich viel gelten, wessen Joch er trägt, oder wer ihm die Haut schabet, wenns doch einmal so seyn muß?

Ehedem, wenn Deutschland angefallen wurde, war jeder bereit, den Feind zu bekämpfen, und besonders thaten dieses die Fürsten und Herren in der ältern Zeit. Aber jetzt, daß der Himmel sich erbarme! jetzt ziehen die Fürsten und Grafen und Herren von dannen, und lassen Land und Leute im Stich, sobald sie nur von weitem hören, daß die Franzosen sich ihren Schlössern und Residenzen nähern. Der Herr Markgraf von Baden — vom Fürstbischof zu Speier und andern geistlichen Herren rede ich nicht, denn die dürfen ihre Hand nicht ans Schwerdt legen — der Herr Landgraf von Hessen-Darmstadt und andre Herren flohen bey dem bloßen Gerüchte, daß die Franken ihnen bald einen Besuch machen würden, und gaben dadurch hinlänglich zu ver-

verstehen, daß sie bloß Regenten sind, um bey gefahrlosen Zeiten sich von ihren Unterthanen in ungestöhrter Ruhe mästen zu lassen; daß sie aber nicht dran denken, wie sie die Sicherheit dieser Unterthanen zu jederzeit hinlänglich schützen und durch kluge Vorsorge von den Anfällen des Feindes hinlänglich retten mögen! In der Gefahr bleibt der arme Unterthan sich selbst überlassen, und nur in Frieden, wenn er sein Feld bauen, und etwas erwerben kann, hat er einen Herrn, der die Früchte seines Schweisses mit ihm theilt und verpraßt.

Für wen streitet also der Deutsche? oder vielmehr, für wen könnte er streiten? Wir wollen sehen, ob wir auf diese Frage eine befriedigende Antwort finden können.

Deutschland für sich, führt nie, und kann nie einen Offensivkrieg führen. Das Reich wird allemal erst hintendrein, wenn schon andre Mächtige — Händel angefangen haben, in diese mit verwickelt, um die Kosten davon mit

zu tragen. Was sollte auch unser Volk bewegen, die alten Gränzen Germaniens wieder aufzusuchen, und die deutsche Anarchie nach Lothringen, Elsaß u. s. w. auszudehnen? Wir würden ja keinen Vortheil davon haben: denn da würden auch kleine Monarchieen entstehen, von welchen die schon vorhandenen gar keinen Vortheil haben würden.

Unser Unglück haben wir Deutsche größtentheils dem Hause Oestreich zu danken, einem Hause, das uns schon so oft in Kriege, die Land und Leute verderbten, hineingezerrt hat. Ich sage dieß laut, weil die Geschichte es beweißt. In dem höchst ungerechten Krieg gegen Friedrich II. nahm Deutschland, meist auf Betrieb des Wiener Hofes und der katholischen Stände, welche den König in Preußen gern klein gemacht hätten, um die Pfafferey in Deutschland besser etabliren und durch sie ungehinderter die frommen Schaafe scheeren zu können, zu seinem größten Schaden,

den, und zur bleibenden Schande der Reichs-soldaten Antheil. Friedrich II. kannte aber die elende Verfassung des Reichskorps, und fertigte es bald ab. Und von dieser Zeit an ist der Name Kraissoldat auch an denen Orten zum Schimpfnamen geworden, wo dergleichen Helden noch immer zu haben sind.

Kriegte aber damals der deutsche Soldat für sein Vaterland? Nein! Friedrich II. hatte Deutschland nicht angegriffen: er hatte niemals im Sinne, die deutsche Reichsverfassung, welche ihm — wie jedermann diesem patriotischen Helden nachrühmen muß — immer heilig war, zu ändern oder zu schwächen. Was bewog also die Reichskraise, die Herren Rheiner, Westphälinger, Franken, Schwaben und die übrigen, den König mit anzugreifen? Nichts, als das Interesse des Hauses Oestreich! Der Wiener Hof wußte dieses als ein allgemeines Interesse für ganz Deutschland vorzustellen, und die leichtgläubigen, guten

Deutschen griffen zu den Waffen, und wurden mit Schimpf und Schande, und mancher, der nicht geschwinde genug ausriß, mit einem Loch im Kopfe nach Haus gejagt.

Im gegenwärtigen Kriege wider die Franzosen, war wieder das Interesse des Hauses Oestreich das, was die Deutschen zwang, an dieser erzwunderlichen Fehde Theil zu nehmen, und ich halte noch immer dafür, daß die, wie die Folge gelehrt hat, sehr kurzsichtige Politik des Wiener Hofes, sowohl an dem Unglück Ludwigs XVI. und seiner Familie, als an dem für ganz Europa so verderblichen Kriege Schuld gewesen ist. — Preußen ist wohl ganz gewiß durch östreichsche Vorspiegelungen, und durch den Schnickschnack der Emigrees bewogen worden, dem Bunde gegen Frankreich beyzutreten.

Die Franzosen hatten zwar einige, den Reichsfürsten gehörige und im Elsaß gelegene Ländereyen weggenommen: aber diese Lände-

reyen gehörten ja (seit 1648) nicht mehr zu Deutschland: auch hatten die Franzosen Ersatz dafür angeboten: sie hatten folglich den deutschen Staatskörper, wenn ja das vielköpfige Ding diesen Namen verdient, gar nicht beleidigt. Also war selbst nach den Grundgesetzen des Reiches, keine Schuldigkeit für die Deutschen da, faktisch gegen Frankreich aufzustehen, und der Coalition beyzutreten.

Oestreich aber, oder vielmehr Kaunitz, ruhte schon seit 1791 nicht, die Deutschen aufzubieten; und diese ließen sichs denn endlich gefallen, das Kreutz wider die Neufranken zu ergreifen, nicht sowohl um Deutschland zu schützen, als vielmehr, das Projekt der Oestreicher, die neue Republik zu zernichten, mit auszuführen. Das Königthum in Frankreich sollte zu Ehren aller Monarchieen aufrecht erhalten werden; aber während der Zeit man dieß vorgab, und zum Scheine betrieb, stürzte man ein anderes in Polen. Indeß was gieng es

Deutsch-

Deutschland an, was Preußen hier, und Oestreich dort zur Absicht hatte? —

Ich denke, daß mir hier schon jemand zuruft: die Franzosen sind ja doch im Jahr 1792 unter Anführung des Generals Custine in Deutschland eingefallen, haben Speier, Maynz und Frankfurt weggenommen u. s. w. Dieses sind ja offenbare Angriffe auf die deutsche Nation, und diese habe die höchste Schuldigkeit gehabt, die eindringenden Franzosen zurück zu jagen u. s. w.

Darauf dient aber folgendes zur Antwort: die deutschen Fürsten am Rhein, namentlich der Kurfürst von Maynz und Trier, der Fürst von Nassau-Weilburg und Usingen hatten die Emigrees ohne Vorwissen und ohne Genehmigung des Reichs, bloß deßwegen aufgenommen und unterstützt, weil sie brav Geld in ihre Herrschaften brachten, und weil sie selbst durch diesen den Emigrees verliehenen

Schutz den Höfen zu Versailles und zu Wien fein hofiren wollten.

Die Franzosen, oder damals die Mitglieder der Assemblée nationale, beschwerten sich bey den genannten Fürsten, und baten, den Emigrees nicht zu erlauben, in so großer Menge auf den Gränzen zu nisten, von woher sie ohne Unterlaß Unordnungen und Unruhen in Frankreich anzettelten, oder unterhielten.

Aber statt auf diese billige Forderung zu hören, erlaubte man ihnen gar, Truppen zu werben, und eine Armee zu errichten, welche, so schofel sie auch immer war, schon im Winter 1792 den Namen einer armeé royale und armeé françaiſe führte, und welche hernach mit den Preußen und Oestreichern den Heldenzug nach Champagne formiren half.

Nun frage ich jeden unbefangnen, billig denkenden Mann, der die Gräuel kennt, die im Jahr 1792 in Lotharingen und in Cham-

pagne verübt wurden, und der dabey überlegt, daß all' das Unglück von denen in Neuwied, Coblenz, Bingen, Worms und in andern Orten gehegten Emigrees herkommt: ob das römische Reich wirklich von Custine angegriffen war, oder ob die Fürsten zu Maynz, Trier u. s. w. diese Züchtigung sich nicht selbst zugezogen hatten? Es war Pflicht der übrigen Reichsstände, diese ihre Mitstände zur Verantwortung zu ziehen, und durch Traktaten einen Krieg abzuwenden, der für ganz Deutschland so traurig geworden ist, und nicht an dem Attentate Theil zu nehmen, und es durch thätige Hülfe noch zu vergrößern.

Daß die Franzosen mit Deutschland selbst keine Händel gesucht haben, erhellet daraus, daß sie anfänglich die Pfalz, die Länder des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und andre deutsche Staaten schonten, die ihnen doch bequem genug lagen, um sie ohne Mühe erobern und brandschatzen zu können.

Das Haus Oestreich hat mächtigen Anhang in Deutschland. Alle katholischen Stände sehen dieses Haus als die Stütze ihrer heiligen Religion an, und einige protestantische Stände sind durch Privatinteresse an dasselbe gekettet. Da nun noch Preußen, welches ebenfalls starken Anhang im Reiche hat, und nach Polen schon lange angelte, der Coalition gegen Frankreich beytrat, so war es kein Wunder, daß das ganze Reich, es mochte wollen oder nicht, nachfolgte, und daß dann im Jahr 1793 das hochlöbliche Reichskontingent zusammen kam.

Für was streiten also die Deutschen auch in diesem Kriege? — Für das Interesse des Hauses Oestreich und Preußen, und dafür, daß einige Fürsten — Geld bekommen.

Nun, mein lieber Leser, hast du die lieblichen Beweggründe zum Patriotismus für unsre guten Deutschen — das Interesse zweyer mächtiger Häuser, die schon so große Proben

ihrer

ihrer Liebe zur Aufrechthaltung der Deutschen sogenannten Freyheit, und der Grundgesetze des Reichs gegeben haben! Man soll derglei- chen freylich nicht sagen: aber wer kann wider die Wahrheit der Geschichte! Soll man der- gleichen nicht sagen: so muß man dergleichen auch nicht thun! Aber man erinnere sich nur an die Historie des bairischen Erbfolgekriegs, an die Lütticher Händel und an mehr derglei- chen Vorfälle, und frage sich dann selbst: ob wohl der Deutsche für sein liebes Vaterland ficht, wenn er die Absichten jener mächtigen Herren unterstützen helfen muß?

Daß aber die Reichstruppen würklich nicht für ihr Vaterland, sondern für großer Fürsten Interesse ins Feld gezogen waren, klärte sich deutlich auf, als Preußen mit der französischen Republik Frieden machte. Da zogen flugs manche Stände sich zurück, jene nämlich, die es mit Preußen hielten; andre aber blieben

bey Oestreich, weil ihre Anhänglichkeit an diesem Hofe es so heischte.

Weil ich einmal vom Mangel des deutschen Patriotismus rede, so muß ich wohl auch, denk' ich, die Quellen dieses Mangels angeben. Diese Quellen sind zwar unverbesserlich nach der jetzigen Lage der Dinge: aber es ist doch immer gut, die Ursachen der Krankheit kennen zu lernen: vielleicht findet ein entschlossener Mann, oder es giebt ein glücklicher Umstand, ein Ohngefähr, oder sonst etwas ein nicht erwartetes Mittel zur Kur.

Patriotismus ist in Deutschland, wie es jetzt organisirt ist, nicht möglich: es ist in lauter unbedeutende, ohnmächtige Dynastien zerrissen, mit Pfafferey von verschiedener Art angefüllt, und wird in den meisten Gegenden vom Adel tyrannisirt. Ueberdieß hat es endlich kein Oberhaupt, d. i. keine feste durch Gesetze bestimmte, und durch innere Kraft unterstützte Einrichtung.

Die großen Staaten von Oestreich und Preußen werden mit Unrecht zu Deutschland oder zum römischen Reich gerechnet. Wären sie dessen ächte Bestandtheile: so müßten beyde einerley Interesse zum Wohl des Vaterlandes haben und verfolgen. Aber — ich meyne, der gegenwärtige Krieg gegen Frankreich hat einmal deutlich genug gezeigt, wie weit dieses gemeinschaftliche Interesse gehe. Ich sage kein Wort weiter davon.

Alle andere deutschen Staaten sind kleine ganz unbedeutende Monarchieen, die für sich gar nichts thun können. Was kann z. B. der Kurfürst von Pfalzbaiern, der Landgraf von Hessen ausrichten? Was die noch geringern Herren? Jeder dieser kleinen Staaten wird jedoch nach besondern Gesetzen regiert, jeder ist von dem andern unabhängig, und die Unterthanen des einen sind denen des andern so fremd, als irgend ein Engländer einem Fran-

zosen

zosen oder Spanier ist. Das einzige Band der Deutschen untereinander ist bloß noch ihre Sprache: alles übrige ist verschieden. Daher sieht der Pfälzer den Hessen nicht für seinen Landsmann an: er ist ihm eben das, was ihm der Schlesier oder der Elsasser ist, welche auch deutsch reden. In jedem Ländchen ist ein anderer Landzoll, in jedem ein anderes Geleite: in einem giebt man Frohngeld, im andern nicht. Dort in der Monarchie sind die Unterthanen leibeigen, hier in der andern nicht; und wer aus der einen dieser Monarchieen nur eine halbe Stunde weit in eine andre ziehen will, muß einen großen Theil seines Vermögens zurücklassen, dann sich von der Leibeigenschaft loskaufen, oder er erhält wohl gar die Erlaubniß nicht, sich an einem andern Orte im sogenannten Vaterland niederzulassen. So hat der jetzt regierende Herr Fürst Bischof von Speier niemals erlaubt, daß ein Bursche oder Mädchen aus seinem Ländchen sich sonst wo-

hin verheirathete. Und da sollte Patriotismus entstehen können?

Diese edle Tugend eines wahren Bürgers kann nur da statt finden, wo ich mein Vaterland ehren und liebgewinnen kann.

Große glänzende Tugenden werden durch das Gefühl von Liebe und Ehre meist allein erzeugt. Tyrtäus suchte in seinen treflichen Gesängen durch Erweckung des Ehrgefühls die Spartaner zur Tapferkeit aufzumuntern: dieses Gefühl beseelte den Miltiades, den Leonidas, die Scipionen, den Marius und alle wahrhaft große Männer aller Zeiten und aller Nationen. Wie soll aber der Deutsche sein Vaterland ehren? Wie soll er Vorliebe für ein ohnmächtiges Ding von Staat schöpfen, das unter einem schwachen, ohnmächtigen Regenten, seine Entkräftung ihm jeden Augenblick vor Augen legt? Oder soll der Deutsche den ganzen deutschen Staatskörper, wenn ja die disjecta membra den Na-

men eines Körpers noch verdienen, für sein Vaterland halten? Das kann er nicht: denn seine Nachbarn, die Deutschen, die einen vielleicht um einige tausend Gulden an jährlichen Einkünften reichern Despoten haben, verachten und verspotten den, einem ärmern Despoten unterworfenen Sklaven. Er muß also seine Nachbarn hassen, und das von ihnen bewohnte Land so betrachten, wie Sibirien oder Canada. Das geschieht aber auch richtig, und der Haß der Unterthanen verschiedner Sultane geht so weit, daß allemal Zank und Spektakel entsteht, wenn sie an öffentlichen Orten zusammen kommen.

Man kann die Gesinnungen einer Nation nicht besser kennen lernen, als da, wo sich die Leute so ganz selbst überlassen sind. Ich habe so manchmal meine Anmerkungen gemacht, wenn ich auf Kirmessen, Jahrmärkten und bey andern öffentlichen Auftritten die gemischten Gesellschaften gemeiner Leute betrachtete.

Da habe ich oft die Feindschaft recht bemerkt, womit sich die Unterthanen verschiedner Fürsten verfolgen. Was will der Kerl, heißt es im Maynzerland, ist er nicht ein Pfälzer? Einen solchen dürfen wir nicht unter uns leiden: fort mit ihm! u. d. gl.

Die Zänkereyen der Herren unter einander, tragen noch ein großes zu der gegenseitigen Feindseligkeit der Unterthanen bey. Alle deutsche Nachbarn necken sich, und haben Processe unter einander. Die größern fahren oft sehr faktisch zu, und verschaffen sich mit Gewalt Recht, wovon ich tausend Beyspiele anführen könnte, wenn die Sache nicht gar zu bekannt wäre. Daher denn der unbändige Haß, und die Feindschaft der deutschen Höfe und Höfchen, und die große Schadenfreude, wenn es in einer benachbarten Dynastie übel hergeht.

Als vor einigen Jahren die Franzosen im Maynzischen und andern Länderchen ihre

Wirthschaft trieben, freuten sich die Pfälzer und Darmstädter sehr über das Elend ihrer Nachbarn, die sie als rechte Stiefbrüder ansehen.

Es giebt auch im deutschen Reiche kein Oberhaupt, das heißt, keine legale Kraft zur Aufrechthaltung der Staatsordnung. Haben wir doch, höre ich schon manchen hier, den Kaiser! Ist der nicht das Oberhaupt des Reichs?

Wer den Kaiser für das Oberhaupt des Reichs hält, muß gar nicht wissen, was Kaiser und Reich ist. Die mächtigen Reichsstände, d. i. alle Kurfürsten — vom Könige in Preußen will ich kein Wort reden: der ist ohnehin des Kaisers stärkster Antagonist — die Landgrafen von Hessen und andre, haben sich längst der Autorität des Kaisers entzogen; und in ihren Ländern und Einrichtungen findet man auch nicht die geringste Spur, daß der Kaiser ihnen etwas zu befehlen habe: kaum merkt man

noch an dem doppelten Adler vor den Posthäusern, und am Trauergeläute beym Hinscheiden eines Kaisers, daß man im sogenannten römischen Reiche ist. Die doppelten Adler und das Geläute hören aber auch schon seit langer Zeit in vielen sonst zum römischen Reiche gehörigen Ländern auf.

Das kann auch nicht anders seyn: denn da die Macht und der Einfluß des Kaisers nicht durch Gesetze deutlich und fest bestimmt ist, sondern durch jedesmalige Kapitulationen modificirt wird, und da es den Kurfürsten frey steht, die Kapitulationen nach Gutbefinden zu modeln, so ist leicht zu erachten, daß diese das Ansehen des Kaisers nach aller Möglichkeit schmälern und einschränken.

Der Kaiser ist also nur dem Namen nach das Oberhaupt des Reichs.

Die Reichsgerichte sind noch weniger kräftig, um Einigkeit, Ordnung und Legalität im Reiche zu erhalten. Die Assessoren dieser Ge-

Gerichte sind zu Wetzlar Kreaturen der großen Reichsstände; zu Regensburg sind es ihre Gesandte, und zu Wien am Reichshofrath sind es gehorsame Diener des östreichischen Hofes. Daher zanken sich auch die beyden andern Gerichte, die Kammer zu Wetzlar und der Reichstag zu Regensburg unaufhörlich mit dem Reichshofrath, und die Intriguen, welche bey allen Gerichten, besonders aber zu Regensburg vorgehen, sind unzählig. Der jetzige Krieg hat, seit dem sich der Reichstag zu einer Wehre gegen Frankreich verstanden hat, sehr viele Beyspiele von Maschienerien dargelegt, welche von einer Nation billig hätten entfernt seyn sollen, die ein Ganzes ausmachen will.

Die Grundgesetze vollends, die Bulla aurea und der westphälische Friede, gelten dann nur, wenn ein mächtiger Reichsstand einen minder mächtigen necken drücken oder beschränken will: sonst gelten sie nichts. Beyspiele davon giebt es mehr, als eins. Man lese den

Herrn von Moser, Schlözer, den deutschen Zuschauer, und für die neuere Zeit die Sammlungen von den Reichsschlüssen u. d. gl.

Die Pfafferey ist drittens ein Haupthinderniß aller wahren Vaterlandsliebe. Wie kann ich irgend ein Vaterland liebgewinnen, so lange meine Seele und die Hauptrichtung meiner Kräfte noch von Dienern fremder Mächte regiert wird? Alsdann hängt mein edelster Theil an etwas Fremden: ich bin nur ein Gast, ein Fremdling, ein Pilger auf dem Boden, den ich bewohne, scheere mich also wenig drum, wie es da hergeht, oder wie es in Zukunft da hergehen wird. Mir ist es genug, wenn ich nur das edle Kleinod erlange, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und das in keines Menschen Herz gekommen ist: mein Vaterland ist in der Höhe! Ich sehne mich nur nach dem, was droben ist: der Herr Pater und der Herr Pfarrer sind meine Seelsorger:

was die mir sagen, ist Gottes Wort, sie sagen mir aber, ich solle mein Kreutz auf mich nehmen, und dem Herrn Jesu nachwandeln. Daß der Feind mein Land verwüstet, und mein Weib, meine Tochter schändet: immerhin, es sind Strafen Gottes: statt mich zu wehren, will ichs geduldig leiden: meine Krone wird dereinst im Himmel dafür desto größer! —

Aber es gehört nicht für einen Soldaten, über die Religion überhaupt zu räsonniren: ich überlasse es also gelehrteren und einsichtigern Männern, als ich bin, den großen Satz zu beweisen, den ich mir für mich schon längst aus historischen Gründen bewiesen habe: daß alle Religion, d. i. der Glaube an eine unsichtbare Welt, und die zum Beweggrund der Moralität geformte Hofnung oder Furcht künftiger Belohnungen oder Strafen, mit allen wahren Bürgertugenden, folglich auch mit der höchsten und schönsten derselben, der Liebe fürs Vaterland, ganz unvereinbar ist. Dieses,

sage

sage ich, überlasse ich andern Leuten, und halte mich nur ans Handgreifliche: denn ich schreibe vorzüglich für Leute, denen man alles in die Faust geben muß, damit sie fühlen und betasten können.

Herr Zaupser in seiner sonst so schönen Ode hat sehr Unrecht, wenn er sagt, daß

Germaniens drey Kirchen, eng verbunden,
In Friede ruhn und schwesterlicher Ruh —

Ja wohl in schwesterlicher Ruh! daß Gott erbarm'! In der Pfalz kann kein Protestant Dorfschulz, ja nicht einmal Büttel oder Schweinschneider werden; in Kursachsen gestattet man den Reformirten kein ehrliches, d. i. nach dem eingeführten Gebrauch veranstaltetes Begräbniß; ein scheusliches Beyspiel davon, findet man in Herrn Beiers Magazin für Prediger; von Schwaben und Baiern mag ich vollends gar nichts sagen. Schöne Toleranz in Deutschland, wo man noch Kontrovers prediget,

get, und die Ketzer in Gedanken dem Teufel übergiebt! —

Wie soll nun der Baier für den Hessen etwas thun, den er für einen Erzbösewicht, für einen förmlichen Ketzer und für einen künftigen Bewohner der Höllen und Konsorten des Beelzebubs hält? Ist das wohl sein Landsmann? Ja, eher würde er den Spanier, der den Rosenkranz betet, oder den Italiäner, der mit der einen Hand ein agnus Dei, und mit der andern einen Diebsdolch hält, für seinen Bruder anerkennen und ihn schützen, als den Deutschen, der nicht wie er, in die Messe geht. Qui non habet ecclesiam matrem, non habet deum patrem, oder: wer die Kirche nicht zur Mutter hat, hat Gott nicht zum Vater, sagt der Katholik, und denkt es auch so praktisch, daß er den Lutheraner und Reformirten durchaus nicht für seinen Bruder, sondern für einen Heiden und Publikanen hält, nach der hochgepriesenen Toleranz des h. Evangelii.

Der

Der Protestant bezahlt den Katholiken mit gleicher Münze, haßt und verabscheut ihn; und der orthodoxe Sachse würde sich freuen, wenns in Baiern Pech und Schwefel regnete.

Ich habe bey den Reichstruppen sehr traurige Spuren dieses Religionshasses angetroffen. Bey vielen Regimentern giebt es zwey Feldprediger, folglich auch einen doppelten Gottesdienst, wie man die Komplimente nennt, die man dem lieben Gott an Sonn- und Feyertagen zu machen pflegt. Die Katholiken spotteten über die Protestanten, und diese warfen ihre Sarkasmen wieder auf die Katholiken; und so entstand nicht selten Uneinigkeit und Schlägerey.

Und da sollte gemeinschaftliches Bemühen, das Vaterland zu schützen und zu retten, statt haben können? Wer sich das einbilden kann, kann auch glauben, daß Katzen und Mäuse gemeinschaftlich auf die Jagd gehen werden.

Endlich ist der Adel noch ein Haupthinderniß des Patriotismus der Deutschen. Die Edelleute scheinen die einzigen freyen Deutsche zu seyn: alles andre ist Pöbel, Sklave, Grobzeug u. s. w. Der Adel soll überall die Stütze des Staates seyn, nicht der Bürger, nicht der Landmann: alle Aemter, welche Ehre und Geld einbringen, sind fast überall eine appanage des Adels: dem Adel ist ferner erlaubt, das, was der Hagel des Fürsten übrig gelassen hat, — vom Schweiß und Blute der Unterthanen, in mancher Gegend gleich den Heuschrecken in Aegypten aufzuzehren. Um des Adels willen soll also der Deutsche Patriot seyn?

Nun nimm alles zusammen, lieber Leser, — Fürst, Adlicher, Priester, Bürger oder Bauer — und sage auf dein Gewissen: ob du ernstlich glauben kannst, daß der Deutsche Liebe und Anhänglichkeit für Deutschland haben könne? Siehst du nicht vielmehr ein, daß

daß rege Bürgertugend in unserm lieben Germanien durchaus nicht statt habe, auch nicht einmal statt haben könne? Wir sind leider in einer Lage, die derjenigen gleich kommt, worin Livius von seinen Römern sagt: nec vitia nostra nec remedia pati possumus. Unsre Verfassung drückt uns zu Boden: unser ergiebiger Boden, unsre Wiesen, Felder und Weinberge nähren uns kaum: kaum können wir uns bey unserem Holze in Ruhe wärmen, kaum kleiden mit der Wolle unsrer Schaafe. — Despoten, Pfaffen und Edelleute nehmen in vielen Gegenden das meiste Beste weg, und verbieten uns hier und da, sogar zu denken, weil sie uns gerne so folgsam haben mögten, wie ihre Kutschpferde und Jagdhunde.

Aber wo ist ein Mittel gegen ein so großes Uebel? Ich sehe keins, als in dem Uebel selbst. Wie ich das meyne, wird man schon erfahren. — Nun wieder zurück zur Reichsarmee!

Einige Reichsstände liefern zu diesem Heldenkorps geübte Soldaten, andere geben Rekruten dazu, die blos als Soldaten montirt sind.

Wenn die Reichsarmee eine besondere Armee ausmacht, welches, wie wir wissen, im gegenwärtigen Krieg der Fall nicht war: so wird von dem Reichstag zu Regensburg, mit Genehmigung des Kaisers, ein Generalissimus ernannt, der dann das Oberkommando über das ganze Korps führet.

Außer diesem Generalissimus sind noch andre Generale, welche allerhand Titel führen, z. E. Reichs-General-Feldmarschal-Leutnant; Schwäbischer Krais-General-Feldzeugmeister u. dgl. — Wenn ellenlange Titel auf den Feind wirken könnten: so wäre die Reichsarmee unüberwindlich. — Diese Herren kommandiren dann einzelne Krais-kontingente.

Hier ist nun zu merken, daß sich allemal mehrere Kompetenten zu den grosen Stellen bey der Armee einfinden, welche doch nur einigen zu Theil werden können. Diese Kompetenten sind aber auch allemal Reichsstände, und haben alle unter den übrigen Ständen großen Anhang. Da sezt es denn Nebenbuhlerey die Fülle, und jedes Kontingent, das von den Anhängern der Mitkompetenten gestellt wird, ist den endlich angestellten Oberbefehlshabern abgeneigt, und sucht nach Möglichkeit deren Plane zu vereiteln. Ich habe irgendwo gelesen, und kann es mir auch als wahr sehr gut verstellen, daß der Prinz von Sachsen-Hildburgshausen den Verlust bey Roßbach nicht so sehr verschuldet hat, als die Abneigung der katholischen Stände, welchen es äußerst verhaßt war, unter dem Kommando eines lutherischen Feldmarschalls zu stehen.

Der Baron von Stain ist während diesem Kriege durch den Vorschub des Herzogs von Würtemberg und des Markgrafen von Baden zum Feldzeugmeister des Schwäbischen Kraises ernannt worden; aber unter stätem Widerspruch vieler Stände, besonders derer, welche die Regimenter von Wolffegg und Fürstenberg komponiren: diese hätten gern gesehen, daß der Herr Graf von Fürstenberg jene hohe Stelle erhalten hätte.

Da er sie nun nicht erhielt, so läßt sich leicht erachten, wie die genannten Regimenter unter der Führung des Herrn von Stain wider die Franzosen fechten werden. Freuen würden sich die Stände dieser Truppen, wenn Stain durch eine derbe Schlappe derb beschimpft würde: denn so hätten sie doch Nahrung für ihren Privathaß.

Aus eben dieser Ursache werden auch die

Befehle der Generalkommando's der deutschen Reichstruppen äußerst elend befolget. Bey keinem Korps werden mehrere Ordres gegeben, als bey der Reichsarmee, und bey keinem hält man sie weniger, als eben da.

Jeder Hauptmann führt ein Orderbuch, worin der Fourier alle Befehle, die von den Obern gegeben werden, einträgt; und so ein Buch von zwey Alphabeten wird auch in zwey Monaten richtig vollgepropft, aber — nichts wird ausgeführt, weil die Obern verhaßt und verachtet sind.

Vor ohngefähr sieben Monaten verboth das Schwäbische Generalkommando zu Kork bey Kehl sehr strenge: daß zur Nachtzeit kein Soldate das Lager verlassen sollte, um Kartoffeln, Kraut, Rüben und anderes Gemüse von den Aeckern, oder aus den Dörfern Hüner, Gänse u. dgl. zu stehlen. — Es muß doch, unter uns gesagt, schon eine

tref-

treffliche Einrichtung seyn, wenn ein Generalkommando Excesse verbieten muß, die sich schon mit dem bloßen Begriff eines im Lager stehenden Trupps durchaus nicht vertragen. — Genug das Verboth wurde bekannt gemacht, und dieß unter sehr scharfen Drohungen gegen die Uebertreter. Aber was halfs! Hatten die Leute vorher nur einzeln gestohlen: so fingen sie jezt an, in ganzen Haufen zu rauben: sie gingen Hordenweise des Nachts durch die Posten, wo weder Wache noch Offizier sie aufhielt, und leerten die Felder ganz und gar. Die Bauern beschwerten sich aufs heftigste, aber vergebens: die Offiziere selbst ermahnten die Soldaten, hinzugehen, und sich was zum Schnabiliren, wie sie sagten, zu langen: das sey keine Sünde! Der General Stain und seine Helfer, die Generale Zaiger, Mylius und Müller wüßten nicht, wie's dem armen

men Burschen zu Muthe sey. — Sie selbst, die Offiziere, schickten ihre Kalefaktors, oder wie sie dort heißen, ihre Fourierschützen aus, Graß u. dgl. für ihre Pferde mitzuholen. Endlich wurden die Bauern entrüstet, paßten den Plünderern und Marodeurs auf, und schossen und schlugen einige derselben vollends zu Tode. *) Da wurden denn die Leutchen etwas vorsichtiger, aber das Marodiren hat doch nicht aufgehört, wie alle Bewohner des deutschen Rheinufers zu ihrem größten Scha-

den

*) Das hat man wohl nicht in den Zeitungen gefunden; es ist aber doch wahr. In Altenheim hat ein Bauer einen Schwäbischen Soldaten erschossen: eben das ist im Jahenheimer Feld geschehen. Ohnweit Marlen hat man einen Erschlagnen todt liegen gefunden: so auch bey Willstatt einen Korporal im Welschkornacker u. s. w.

den erfahren haben, und daher bezeugen können.

Der Leser mag mirs zu gute halten, wenn ich so eins unds andre anbringe, das eben nicht zunächst zur Sache gehört, das aber doch über die Sache selbst einiges Licht verbreitet, und daher manchen Stoff zum Nachdenken geben kann.

Die deutsche Armee steht in Deutschland, gewiß nicht in Feindes Land; vielmehr ist sie, ihrer Bestimmung nach da, um Deutschland zu schützen, und die Verwüstungen des Feindes abzuhalten. Was soll man denn denken, wenn diese noblen Schuzvölker selbst verwüsten, selbst stehlen, plündern und rauben, ärger als es die ärgsten Feinde je machen würden, oder je gemacht haben? Und doch ist dieses der Fall im jezigen Kriege. Ich bin vor kurzem vom Breisgau an bis nach Frankfurt am Mayn hin und her gereiset,

set, und habe aller Orten die fürchterlichsten Klagen der Landleute über die Diebereyen der Schutzvölker hören müßen, gegen welche keine Hülfe ist. Die Schwaben plündern droben in der Gegend von Offenburg und Kehl alles so aus, daß kein Kartoffelstock, keine Rübe, kein Krautkopf vor ihren räuberischen Händen aufkommen kann: schon ehe diese Dinge zur Hälfte ihrer Reife kamen, waren sie schon weggekapert: das Obst, noch ehe es ausgewachsen war, war schon von den Bäumen.

Dabey bliebs indessen nicht: die hübschen Kraissoldaten stahlen in den Dörfern, wo sie in Kantonnirung lagen, alles, was sie nur erhaschen konnten; und selbst Offiziere — ich muß es zur Schande derer sagen, die so entehrende Bubenstücke treiben konnten — selbst Offiziere nahmen an diesen Räubereyen Theil, indem sie das Gestohlne

mit

mit den Dieben theilten. Man frage nur die Einwohner der Darmstädtischen Grafschaft Lichtenberg, und die Bürger zu Offenburg nach dem Betragen der Schwäbischen Kraistruppen, und man wird Wunder hören von den schönen Thaten dieser Schutzengel des Vaterlands! —

Aber wenn die Kraistruppen es arg machen, so machen die Kaiserlichen es noch weit ärger. Diese, besonders die von den lieblichen Freikorps, haben sogar die Leute auf der öffentlichen Landstraße angefallen, geplündert, und einige gar ermordet. Ihre Offiziere machen es nicht besser. Einer von ihnen trat bey dem Pfarrer zu Auenheim am Rhein, dem Herrn Venator in die Stube, und sah da eine Reitpeitsche, die ihm gefiel, und die dem Pfarrer einen Laubthaler gekostet hatte. Er nahm sie, mir nichts, dir nichts mit, und lachte, als Hr.

Venator sie zurückfoderte rc. rc. Daß die Kaiserlichen Offiziere den Bauern das Federvieh todtschießen am hellen Tage, als wäre es Jagdwildpret, und sich hernach es zurechte machen lassen, ist dort gar nichts neues.

Daher sind denn auch die Soldaten der Deutschen, sowohl der Oestreicher, als der Reichstruppen gehaßt, verachtet und verwünscht, und die guten Rheinbewohner sehen der Ankunft der Franzosen, womit man ihnen hat, Angst machen wollen, sogar mit Verlangen, und ohne alle Furcht entgegen, überzeugt, daß die Franzosen als Feinde es mit ihnen nie so arg machen werden, als es die thun, die sich als Freunde für ihre Beschützer ausgeben.

Wirklich die Franzosen sind verhältnißmäßig die Barbaren nicht, wofür man sie ausgiebt: die Deutschen sind es in gewisser

Rück-

Rücksicht mehr. Und doch hört man nicht auf, jene recht tief herabzusetzen, und diese noch immer, als Vertheidiger des Vaterlands, des Eigenthums und der Religion hoch zu rühmen. Man fahre indeß, wie bisher, nur hübsch damit fort; und Religion und Vaterland werden schwinden, und Frankreichs Verfassung wird der Wunsch aller bedrückten oder so beschüzten Deutschen werden.

Ich muß noch ein Beispiel anführen, wie wenig die Befehle der Kraisoberkommando's befolgt werden.

Es war befohlen worden, niemanden über den Rhein nach dem Elsaß zu lassen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hn. v. Stain. Aber dieses Verbots ohnerachtet ließen die Herren Hauptleute, und Majors vom Schwäbischen Kreise, welche in Freystaett, Diersheim, und Altenheim kantonnirten, folglich die dort angestellten

Rhein-

Rheinpikete unter ihrer Aufsicht hatten, jeden über den Fluß, der ihnen einige Louisd'ors, auch wohl nach Umständen, nur einige Laubthaler spendiren konnte. Das Generalkommando beschwerte sich zwar hoch über diese gänzliche Verachtung der wichtigsten Befehle, aber die Herren kehrten sich nur in so weit an die Vorstellungen, daß sie ihre Sachen jezt heimlicher trieben.

Das Oberkommando zu Kork befahl, den vorigen Sommer, daß die Offiziere ihre Weiber, Töchter, Mamsellen und sonstigen unnöthigen Hausrath fortschicken sollten, um den Preis der Lebensmittel durch sie nicht zu erhöhen und nicht unnöthigen Wirwarr in den Kantonnirungsquartieren und im Lager anzurichten. Aber — waren Weiber und Töchter und Mamsellen noch nicht da, so musten sie nun herbey, blos um dem Hn. v. Stain zu beweisen, daß er hierüber, wie sich der

Hr.

Hr. Leutnant — — gar höflich ausdrückte, den Offizieren keinen D — zu befehlen hätte.

Wenn die Preußische Armee ins Feld zieht, so bleiben die Offizier-Weiber hübsch zu Hause, und erlauben sich kaum, ihre Männer auf eine kurze Zeit im Winterquartier, wenn dieses nicht gar zu entfernt ist, zu besuchen; und dabey thun dieses nur sehr wenige. Aber bey den Kraistruppen, besonders bey den Schwaben, Franken und Pfälzern ist das anders: Da geht die Frau Hauptmännin, Frau Leutnantin, Frau Fähndrichin, die Frau Feldwaibelin und aller Troß gleich mit, und liegt da herum, wo die Männer liegen. Man merke hier, daß es bey den Kraistruppen weit mehr Verheirathete Offiziers giebt, als bey den Preußen oder Oestreichern, und denke sich nun das Geschleppe! — Daß die Töchter, und das andre Gefolge von Mamsellen, Kammermädchen u. d. gl. nicht

zu

zu Hause bleibe, versteht sich von selbst. Herr von Stain kam bald hernach ins Lager bey Marlen. Gleich rotteten sich wenigstens dreißig von dem kampirenden Frauenzimmer zusammen, und empfingen den Herrn General so artig, daß er seinen Aerger verbeissen, und zufrieden seyn muste, daß ihn die Madonnen nicht noch obendrein für die Verwegenheit hänselten, ihnen den Aufenthalt im Lager verbieten zu wollen. Aber was dem einen recht ist, dachten sie vielleicht, ist dem andern billig: Hr. v. Stain hatte ja auch seinen ganzen Hofstaat bey sich! —

Wir hätten also an der Reichsarmee ein Korps, dessen Generale wenig Ansehn und wenig zu befehlen haben. Die Stände schwächen das Ansehn ihrer Kommandeurs, auch noch dadurch, daß sie öfters Anstalten treffen, die den Absichten derselben schnurstracks

ent-

entgegen sind. Und eine Armee, der es an dem Hauptressort fehlt, kann nimmermehr etwas von Bedeutung ausführen. Wenn der eine ostwärts, der andre westwärts will, wenn der Oberbefehlshaber nicht alles nach seiner Einsicht und seinem Willen lenken kann: so ist alles vergebens.

Obgleich im gegenwärtigen Kriege alle Kraistruppen, selbst die Sachsen und Hessen nicht ausgenommen, unter dem Oberbefehl der Kaiserlichen und Preußen standen, so blieb doch den Kraisen selbst viele Gewalt über ihre Truppen übrig. Was werden aber das wohl für schöne militärische Einrichtungen seyn, welche die Kraisdeputirten zu Münster, Nürnberg, Ulm u. s. w. aushecken? diese Deputirte grössentheils Bürger aus Reichsstädten, Klosterkreaturen, fürstlich und gräfliche Räthe, verstehen vom Kriege und von militärischen Operationen gerade

gerade soviel, als der Blinde vom Pastelmalen; und doch sind sie die Gesetzgeber für ihre Truppen!

Da nun die Kraistruppen nicht einmal ihre eigenen Kommandeurs so ehren, wie sichs gebührt, und deren Befehle beynahe gar nicht befolgen, so thun sie dieß noch weniger in Absicht auf die Befehle fremder Kommandeurs. Die Geschichte des jetzigen Krieges liefert Beweise zu diesem Satz mehr als zu viel.

Alle Kraiskontingente waren der Preussischen und Kaiserlichen Armee zugetheilt, standen also unter dem Oberkommando der Preußischen und Kaiserlichen Heerführer. Da sie aber diese eben so sehr haßten, als sie selbst von ihnen gegenseitig verachtet wurden, so geschah es zum öftern, daß die gegebne Order nicht nur nicht befolgt, sondern gar konträre Manövers gemacht wurden.

den. So z. B. als die Franzosen bey Maynz gegen einen Ort ausfielen, in der Gegend von Mombach, der mit Darmstädtischen Truppen besezt war, änderten diese gegen den ausdrücklichen Befehl des Preußischen Generals ihre Stellung, aber so unvortheilhaft, daß die Feinde ihnen ihr Geschüz, zwey Kanonen und eine Haubitze, glücklich wegnahmen: die grose Eile, womit sie vor dem Feinde ausrissen, ließ ihnen nicht Zeit, ihre Sachen mitzunehmen.

Noch verfänglicher machten es den vorigen Herbst die Pfälzer, als sie die Festung Mannheim den Franzosen einräumten, ohne dazu von dem Kaiserlichen Oberkommando, worunter sie doch standen, autorisirt zu seyn. Ich bin nicht im Stande, die dadurch verschärfte Verbitterung der Oestreicher zu beschreiben. Ich reißte gerade einige Tage nachher durch die Bergstraße, und muste also

die kaiserlichen Pikete und Posten häufig passiren. Da hörte ich nun aller Orten Verwünschungen und Flüche auf die Pfälzer, und konnte das den Oestreichern nicht verargen: denn die Uebergabe eines so wichtigen Postens ohne dringende Noth war gewiß ein ganz unverzeihlicher Fehler? Doch es kömmt noch besser!

Der General von Stain erhielt im März des vorigen Jahres Befehl vom kaiserlichen Oberkommando, mit seinen Schwaben die Stadt Maynz zu besetzen. Ohne Zweifel wollten die Oestreicher damals etwas gegen Hüningen unternehmen, und zu diesem Behuf ihre Truppen von Maynz heraufziehen. Hüningen und die ganze Gegend von Basel war damals nicht stark von Franzosen besetzt, weil der Friede mit Preussen noch nicht zu Stande gekommen war. Stain aber hatte Befehl von seinem Kraise,

die

die Gegend von Kork und Offenburg nicht zu verlassen, und blieb also, den kaiserlichen Befehl nicht achtend, ganz ruhig. Der kaiserliche General — es war ein Italiäner, dessen Name mir entfallen ist — steckte den General Stain in Arrest; dieser aber blieb immer bey dem Befehl, den ihm sein Krais gegeben hatte, und die Oestreicher, um die Schwaben nicht vollends aufzubringen, liessen es endlich gut seyn.

Auf diese Art legen die Reichstruppen den projektirten Operationen der Hauptanführer noch gar Hindernisse in den Weg, und stiften, wie bey der Affäre von Mannheim, mehr Schaden als Nutzen.

Um aber ja niemanden Unrecht zu thun, so muß ich laut bekennen, daß die braven Hessen und Sachsen im jetzigen Kriege in der erwähnten Rücksicht, auch nicht einen einzigen Fehler begangen, sondern jedesmal

den ihnen angewiesenen Posten mit aller nur möglichen Pünktlichkeit vertheidigt und behauptet haben. Deßwegen soll auch nichts von dem was ich nachtheiliges über die Reichsarmee sage, auf diese Truppen anwendbar seyn. Aber die Ursache hievon ist leicht einzusehen. Bey den Hessen und Sachsen kommandiren einsichtige geübte Männer, die recht gut wissen, was die geringste Verrückung eines projektirten Plans für Schaden nach sich ziehen kann: bey den andern Kraisen aber, und auch bey den Truppen größerer Fürsten z. B. den Pfälzern, und Maynzern, befehlen unerfahrne Offiziere, oder unwissende Standsherren, Stadtschultheiße und andre, die vom Kriegswesen wenig oder nichts verstehen.

Ein Offizier, der in seinem Dienst einen beständig bleibenden Obern hat, wird sich vorsichtiger vor Fehlern hüten, als einer, dem

dem heute dieser, morgen jener höhere Befehlshaber etwas anbefiehlt. Z. B. ein Preuße hat immer nur preußisches Kommando; macht er also Fehler, so zieht man ihn zur Verantwortung: er ist folglich mehr auf seiner Hut, als einer vom Fränkischen Kraise, der unter Preußischem Oberkommando steht. Wenn dieser etwas versieht, so hat er es zulezt bey seinem Kraise zu verantworten, wo er leicht ein X für ein U machen kann.

Die Hauptursache, warum die Kraistruppen sich so ungern den Befehlen fremder Kriegsobersten unterziehen, liegt hauptsächlich in dem Hasse und in der Verachtung, womit die Truppen grösserer Fürsten die armen Reichssoldaten verfolgen. Ich habe im jetzigen Kriege allerhand Reichstruppen gesehen, aber ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Oestreicher und Preußen keine als

die Sachsen und Hessen für rechte Soldaten gehalten haben. Offiziere sowohl als Gemeine hassen sich aufs ärgste: der Oestreicher u. s. w. verachtet den Pfälzer, den Münsterländer u. a., und dieser haßt den Oestreicher wieder, weil man doch unmöglich den lieben kann, der uns verachtet und geringschätzig behandelt.

Ich habe mich oft selbst geärgert über die wenige Achtung, womit diese Verbündeten einander begegnen. Als Maynz belagert wurde, sagte ein Pfälzischer Hauptmann, daß nach der Uebergabe der Stadt wohl eine Preußische Besatzung da bleiben würde. Nein erwiederte ein Preußischer Offizier, das glaube ich nicht. Wenn Maynz über ist, so ist die Gefahr vor dem Feind dort alle: dann legt man eine Garnison hinein, die man im Felde sonst nicht brauchen kann — Reichsvölker, Pfälzer, Darmstädter,

Frankfurter, und derley Mauersch — — die sind gut genug, die Wachen in Maynz zu besetzen. Der Pfälzische Hauptmann ward feuerroth und — schwieg. Ich ärgerte mich damals, daß dieser Offizier die Sache so seyn ließ, und sich seiner Militz nicht besser annahm: aber nachher bedachte ich, daß er doch die Verachtung, womit die Preussen die Pfälzer verfolgten, nicht vermindert, sondern durch erregtes Aufsehn nur noch vermehrt hätte, und fand es nun schicklich, daß er schwieg.

Im Frühling des vergangenen Jahres ließ es sich verlauten, als wollten die Franzosen einen Angriff mit Kehl machen, um da den Rhein zu passiren. Der kaiserliche General ließ daher Kehl mit Oestreichischen Truppen stark besetzen und jagte die Schwaben, die vorher den Winter über da gelegen waren, heraus, weil er, wie er sich aus-

drückte,

drückte, nicht glaube, daß ein unerfahrnes Reichsvolk einen ernsthaften feindlichen Angriff abhalten würde, die Franzosen bestraften aber sofort die Insolenz des kaiserlichen Generals: denn kaum merkten sie die Oestreicher in Kehl, als sie ihnen gleich melden liessen, daß sie Kehl von der Citadelle zu Strasburg aus in Grund schießen würden, wenn die Oestreicher nicht binnen 24 Stunden abzögen. Die Herren warteten das Bombardement also nicht ab, zogen fort, und ließen die Schwaben Kehl wieder besetzen.

Diese Verachtung und dieser Haß erstreckt sich ferner bis auf die gemeinen Soldaten. Der Oestreicher, welcher bey aller seiner Dürftigkeit und Armseligkeit unter allen Soldaten der eingebildetste ist, weil er so nach seiner Vorstellung, dem größten Herrn der Welt d. i. dem der den längsten Titel führt, dient, und der Preuße, der sich auf die Thaten

ten der Preußen unter Friedrich II. noch etwas einbildet, hält so einen Frankfurter, Maynzer und Pfälzer — Kriegshelden nicht einmal für einen Kammeraden; und die Noth muß ihn recht drücken, wenn er mit so einem trinken, oder gar Brüderschaft machen soll. Ich bin mehrmals Augenzeuge von Auftritten gewesen, wobey ich nicht wuste, ob ich lachen oder mich ärgern sollte. Die Oestreicher, die doch auch ein sehr elendes Deutsch sprechen*), machen die Sprache der Schwa-

*) Nicht nur die kaiserlichen Soldaten sondern auch ihre Offiziere, reden erbärmliches Deutsch, worin das Wörtchen Halter ohne Aufhören vorkömmt. Das macht aber der gänzliche Mangel an Lektüre. Die meisten Oestreichischen Offiziere wissen kaum, was ein Buch ist. Bey Maynz hatte ein kaiserlicher Hauptmann ein Buch von einem Preussen geborgt. Er gab es aber schon den andern

Schwaben nach, und wo sie nur einen se- hen, rufen sie ihm einiges in schwäbischer Mund-

dern Tag zurück, und versicherte: Er könne es halter nicht lesen: es sey ja dummes Zeug. — Es waren aber, halter, Geßners Idyllen!! — Wenn Hauptleute so sprechen; was werden die Geringern thun? Können die Oestreicher unter solchen Aspecten anders als linkisch handeln? — Pitt wird sie noch viel Lehrgeld geben lassen! — Doch was kümmert uns eine Kurzsichtigkeit nach den Prämissen der Katholicken! In Frankreich kennt man ein Meisterstück der deutschen Litteratur besser, als in Oestreich. La langue allemande, sagt Florian, est trop difficile; presque aucun François ne l'apprend; et c'est d'ommage: nous y perdons du plaisir, les Allemands y perdent de la gloire. Si nous pouvions lire en original leurs bons auteurs, nous serions enchantés de cette Simplicité, de cette douceur, qui ca-

Mundart zu. Was ist das für ein Soldat, hörte ich vor kurzem noch einen Oestreicher seinen

caractérisent leurs ouvrages. Ils connoissent la nature, et surtout la nature champêtre, mieux que nous; ils l'aiment bien davantage, et la peignent avec des couleurs plus vraies. Les simples traductions de Gessner sont au dessus de toutes nos Pastorales: on ne quitte jamais la Mort d'Abel, les Idylles, Daphnis, sans se trouver plus patient, plus tendre, plus doux, plus vertueux enfin qu'avant la lecture. Par tout c'est de la morale pure et facile, et de la vertu qui rend heureux. Si j'étois curé de village, je lirois à mon prône les ouvrages de GESSNER; et je suis bien sur que les tous paysans deviendroient honnêtes gens, toutes mes paroissiennes chastes, et que personne ne dormiroit au sermon. — Man lese Florians Eingang

seinen Kammeraden fragen, indem er auf einen Schwaben mit Fingern wies. Es ist halter einer vom Schwäbischen Kragen: er will am Rhein auch Frösche fangen: die Schwaben fressen halter gern Frösche u. s. w.

Dieses hämische Betragen sezt ganz natürlich eitel böses Blut, und reizt die mishandelten Reichstruppen, die Verachtung der Oestreicher, Preußen und anderer mit Haß und Abneigung frisch zu vergelten. Da sie größtentheils besser gehalten werden, bessere Kleidung und mehr Freyheit haben, als diese, so stüßen sie sich auf diese Vorzüge und Vortheile, und machen sich über die kurzen Röckel, über das elende sandige Kommisbrod, über die zerrissnen Mäntel der Oestrei-

gang zu seinem Pierre, Nouvelle, Allemande, in dem ersten Band seiner Oeuvres complètes — Nouvelle édition, Leipsic, 1796, chez Gérard Fleischer. pag. 165.

Oestreicher und über ihr eingeschränktes sklavisches Wesen überhaupt, bey jeder Gelegenheit von Herzen lustig. Ja, ihre Neckerey gieng förmlich bis zur Schadenfreude. Sie jubelten laut, so oft das Gerücht, oder die Zeitung von irgend einer Niederlage vorzüglich unter den Oestreichern etwas erwähnte.

Als Preußen mit Frankreich Frieden machte, waren die Reichstruppen vor lauter Freude außer sich. Nun, hieß es, haben die Halters, die Franzosen allein auf dem Hals! Prosit! daß es ihnen recht wohl bekomme. Es geschieht ihnen schon recht! Sie meynen ohnehin, sie könnten alles allein fressen! Jetzt werden ihnen die Franzosen die Flügel schon beschneiden. u. d. gl.

Ein Unteroffizier brachte die Nachricht von der Uebergabe der Festung Luxemburg ins schwäbische Lager bey Altenheim, wo

er sie einigen Offizieren beym Staabsmarketender mittheilte. Diese Nachricht, rief ein Offizier, ist Gold werth! Aha, ihr Herrn Halters, haben euch die Franzosen dran gekriegt? Allons! dem Korporal eine Butelle vom Besten für die gute Nachricht! Ein allgemeiner Jubel verbreitete sich sofort durchs ganze Lager: jeder rief dem andern zu: weißt du schon, daß die Kaiserlichen Kostbeutel*) Luxemburg eingebüßt haben? Ah, das ist brav, erwiederte der andere: das haben die Kerls an uns verdient! Wenns nur

*) Dieses ist der allgemeine Name, den man den Oestreichern giebt. Er kommt von ihrem Menage-machen. Die davon abstammenden Wörter aber lassen sich nicht analogisch nach der Etymologie erklären. Kostbeuteley heißt niederträchtige Anschwärzung seines Kammeraden; daher das gleichbedeutende Zeitwort kostbeuteln, welches gewöhnlich von

nur Gottes Wille wäre, daß ihnen die Franzosen das Fell noch recht tüchtig ausgerbten! —

Dieß vorausgesetzt, wird der Kaiser im jetzigen Krieg durch Hülfe der Reichstruppen gegen die Franzosen wenig oder gar nichts ausrichten. Ueberdem sieht man in ganz Deutschland die Wiener Politik — oder wie man sonst die Anschläge, Frankreich zu demüthigen, und sich mit Elsaß und Lotharingen zu vergrößern, nennen will — als die Quelle alles Elends an, das unser armes Vaterland bisher hart getroffen hat. Daher sind auch alle Deutschen (einige Stände ausgenommen, die Oestreich für die Stütze ihrer Religion noch halten,) dem kaiserlichen Hause

von den Unteroffizieren gebraucht wird: denn im östreichischen Dienste ist keiner ein wahrer Unteroffizier, der nicht kostbeutelt, oder wie die Preußen sagen, kalefaktert.

se abgeneigt, und wünschen nichts weniger als den Fortgang seiner Waffen.

Der sachverständige Leser mag jetzt überlegen, ob die Reichsarmee, sie mag nun ein eigenes Korps ausmachen oder man mag sie unter andere Truppen vertheilen, je etwas von Belang ausrichten wird.

Man scheint das Gegentheil davon in diesem Kriege hinlänglich gefühlt zu haben: denn man hat in dessen ganzen Lauf bei wichtigen Vorfällen sich blos der Sachsen und Hessen bedient: und diese waren es, welche denn auch jedesmal Ehre davon trugen. Bey diesen Völkern ist noch Soldatengeist; und ich habe mich bey Maynz recht gefreut, als ich sah, daß die Sächsischen Husaren, welche doch vor kurzem erst errichtet waren, und in dem schweren Husaren-Exercitium ganz unerfahren auftraten, sich alle Mühe gaben, ihren Dienst und ihre Manövers bald

zu lernen, und es auch wirklich sehr weit darin brachten. Daß man die Hessen nicht geschont hat, sondern sie gerade dahin brauchte, wo es scharf zu gieng, beweißt die Affäre bei Frankfurt, wo so mancher von diesen Braven geblieben ist.

Aber desto elender waren alle andre Reichstruppen, so elend, daß man ihnen nur Posten anvertraute, wobey wenig zu thun war — wenn ich die Besatzung von Mannheim ausnehme, die den Pfälzern — die wenigen Oestreicher die nebst ihnen in Mannheim waren, konnten gar nichts ausrichten — überlassen wurde. Allein der Schade, den die Pfälzer durch die Uebergabe dieses wichtigen Postens den Oestreichern zufügten, war unbeschreiblich; und belehrte diese eines Beßern für die Zukunft. Sie hinderte sie, ihre Truppen zusammenzuziehen, indem es ihnen hier jetzt an einer Armee fehlte, um

Heidelberg und die Bergstraße zu decken, und dadurch die Franzosen zu hindern, ihnen die Communication mit der obern Armee abzuschneiden.

Im Jahr 1793 giengen die schwäbischen Kraistruppen auch über den Rhein, allein ohne einen Franzosen je zu sehen. Man bediente sich ihrer nur zur Besatzung von Weissenburg, Bergzabern und anderer Plätze am Gebürge, um zu verhüten, daß die Franzosen von daher den Oestreichern nicht in den Rücken kommen mögten. Bey der im December des gedachten Jahres vorgefallnen traurigen und schimpfliche Retirade der Kaiserlichen liefen auch die Herren Schwaben, nach Art eines Corps volante, übern Rhein zurück, so schnell, daß sie einen großen Theil ihres Gepäcks im Stiche ließen.

Die Schwaben pochen noch immer darauf daß sie damals im Städtchen Kehl gebli-

geblieben sind, als dessen Fort von den Franzosen zusammengeschossen wurde. Aber wenn auch gleich kein Mann in Kehl gewesen wäre, so würden die Franzosen doch nicht mehr gethan haben, als sie wirklich thaten: denn sie wollten Kehl nicht erobern und besetzen, sondern blos dessen Fort zusammenschießen, und vernichten; und als sie diesen Zweck erreicht hatten, bekümmerten sie sich weiter um nichts. Das Städtchen Kehl würde damals auch seyn vernichtet worden, wie der Nationalkonvent es befohlen hatte, wenn nicht viele Straßburger Bürger Häuser darinn gehabt hätten. Diese machten aber, durch ihre Vorstellungen, daß Kehl verschont blieb. Der Herr Markgraf von Baden hat daher auch sein Projekt, die Güter der Straßburger zu Kehl konfisziren und verkaufen zu lassen, nicht ausführen können. Denn sollte dieses geschehen,

so würde man von der Citadelle zu Straßburg aus sofort das Städtchen und das Dorf Kehl zusammenschießen und abbrennen. Leider kann man der Festung und der Stadt Straßburg von der deutschen Seite aus wenig oder gar nicht ankommen. Vor kurzem hörte ich zwar einen Schwäbischen Kanonier-Offizier behaupten: er er wolle es übernehmen und ausführen, auch von dieser Seite her den Strasburger Münsterthurm zusammen zu schießen, und die Stadt in Brand zu setzen. Aber der gute Herr hat wohl sein lebelang noch nicht gesehen, wie man eine Stadt beschießt, und wird dergleichen auch wohl nimmermehr sehen: also kann man ihm, und seines Gleichen eine so abgeschmackte Aeußerung gar leicht übersehen.

Da ich hier einmal auf das Kanonieren gekommen bin, so will ich dem geneigten Leser hier gleich noch ein Wörtchen von der

Reichs-

Reichsartillerie sagen. Die Kriegskunst unsrer Zeit ist ohne angemeßne Artillerie gar nichts; und keinen Zweig der edlen Kunst, der Bevölkerung den nöthigen Einhalt zu thun, hat man mehr bearbeitet, als eben diesen nebst jenem der Kriegsbaukunst.

Die letztere Kunst scheint in Deutschland ganz unbekannt zu seyn: — ich habe schon gesagt, daß ich Oestreich und Preußen nicht zu Deutschland rechne aus Gründen, die ich schon zum Theil angeführt habe — und davon geben die deutschen Festungen hinlänglichen Beweis. Maynz und Ehrenbreitstein sind zwar ziemlich feste Plätze, aber seit hundert Jahren hat man nicht mehr daran gedacht, das geringste zur Verbesserung dieser Reichs-Festungen beyzutragen. Bey Maynz hat man sogar eine Schanze mit ihren Laufgräben, welche Gustav Adolph im dreißigjährigen Kriege, als er

Maynz belagerte, errichtet hatte, stehen lassen, wenn man sie gleich längst hätte schleifen sollen, damit ein Feind, der einmal die Festung würde belagern wollen, nicht gleich Schanzen anträfe, deren er sich ohne weitern Aufwand gleich bedienen könnte. Aber so weit reichten die Gedanken der in Mainz kommandirenden Herren Reichsgenerale nicht. Die Preußen haben sich im Jahr 1793 der erwähnten Schanze, welche noch den Namen Gustavsburg führt, mit Vortheil bedient.

Bey Rüsselsheim hat man auch so eine Nase für Maynz übrig gelassen, ich meyne das Fort, zwey Stunden von Maynz, das gleichfalls im dreißigjährigen Kriege erbaut und hernach von den Franzosen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts stark befestiget worden ist. Dieses Fort kömmt den Belagerern von Maynz gleich gut zu

stat-

statten, indem sie, wie die Preußen gethan haben, ihr Laboratorium da ganz sicher in der Nähe der Festung halten können. So wenig ist der Kommendant für die Sicherheit seiner Festung bedacht gewesen!

Rheinfels ist ein elender Ort, und Ehrenbreitstein, so fest es sonst ist, ist doch nur wenig bedeutend, indem es zu klein ist, um eine starke Garnison einzunehmen.

Ueberhaupt sind die Ufer des Rheins und alle Gränzen Deutschlands sehr schlecht mit festen Plätzen versehen. Man hatte dazu keine Gedanken, weil die Parforcejagden der Fürsten, ihre Bälle, Opern, Mätressen und andere Verlustierungen alles Geld, das sie den armen Unterthanen ausprеßten, wegnahmen. Da blieb denn zur Erbauung der Gränzfestungen, dieser heut zu Tage so höchstnöthigen Schutzwehren der Länder, freilich nichts übrig!

Kehl, Breisach, Kölln und andre Oerter verdienen den Namen einer Festung nicht; und Mannheim ist noch lange nicht in dem Zustand, worin es seyn sollte und könnte.

Wenn der Fall einträte, daß der Rhein die Gränze zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche ausmachte, so würden wir bald sehen, wie die Franzosen Worms, Germersheim, Speier und andere Oerter befestigen würden: denn was solche Oerter für Nutzen im Kriege stiften, verstehen diese weit besser, als unsre Herren, die im Frieden in ihren Schlössern sicher genug sind, und im Kriege gleich 30 Meilen davon laufen mit ihrem ganzen Hofstaate, wenn der Feind sich ihren rundum offen stehenden Staaten nähert. O über die klugen und sorgsamen Väter des Vaterlands! —

Wie

Wie nun die Festungen im Reiche sind, so ist auch das Feldzeug und das Reichsartilleriekorps.

Die Kanonen, welche die Stände haben, sind gar nicht hinlänglich und größtentheils untauglich, diejenigen Operationen vorzunehmen, die eine Armee im Felde vornehmen muß. Einmal ist die Anzahl des Reichsgeschützes viel zu geringe: wenig Kanonen, wenig Mörser und noch weniger Bomben, und was das allerschönste und erbaulichste ist — jeder Stand hat ein anderes Kaliber als der andere. Ein Ulmer Dreypfünder hat ein anderes Kaliber als ein Stutgarder u. s. w. Nun bedenke man, was für eine fürchterliche Verwirrung und Unordnung entstehen muß, wenn man jedem Krais, jedem Stand Kugeln nach seinem besondern Kaliber zu schaffen hat!

Als Maynz 1792 von General Cüstine aufgefodert wurde, so waren zwar in Maynz Kanonen und Kugeln, aber die Kugeln paßten nach dem Angeben des Kommandanten nicht in die Kanonen. Allerliebst! —

Da ferner die Kanonen, Haubitzen und Mörser der deutschen Stände schon sehr alt sind, und vor langer Zeit ihre Dienste gethan haben, so sind sie meist ausgeschossen, haben Zündlöcher, wer weiß wie weit, und morsche untaugliche Lavetten. Die sogenannten Aposteln, welche von Bamberg und Würzburg geholt und bey der Maynzer Belagerung gebraucht wurden, können hier als Beyspiel angeführt werden. Das kleinere Bataillons-Geschütz ist, als neuere Erfindung, auch bey dem Reichskorps neu, aber das macht noch lange keine brauchbare Artillerie.

Wie nun das Geschütz ist, so ist auch die Munition: wenig Kugeln, wenig Bomben, wenig Granaten, wenig Pulver, und am Ende auch wenig Bley. Ein angesehner Offizier vom Schwäbischen Kraise versicherte mich, daß in ganz Schwabenland nicht Feldmunition genug wäre, um nur eine Festung aus drey Batterien einen einzigen Tag über zu beschießen. Man mache nun lauter Helden aus den Reichssoldaten, man gebe ihnen lauter Schwerine, lauter Türenne zu Anführern: sie würden doch bey dem großen Mangel an brauchbarer Artillerie nichts ausrichten können.

Damit aber alles hübsch egal sey, so sind auch die Reichsartilleristen eben so erbärmlich, als ihr Geschütz und ihre Munition. In Friedenszeiten üben sich die Leute beynahe gar nicht, oder vielmehr in Friedenszeiten hat das Reich beynahe gar keine Ar-

tille-

tilleristen: die rafft man eben so wie die Soldaten, erst bey einem entstehenden Krieg zusammen, lehrt sie eine Kanone laden, und damit holla! Es giebt zwar einige Offiziere noch hie und da — denn erfahrne Unteroffiziere und Kanoniere giebt es gar nicht — die ihr Metier verstehen. So kenne ich z. B. einen Herrn v. Ringler, Artilleriehauptmann bey dem Schwäbischen Korps, als einen braven Ingenieur und geschickten Feuerwerker; aber dieser gesteht gerne selbst, daß die Reichsartillerie unter allen möglichen Artillerien die allerelendeste ist.

Die sogenannte fliegende oder reitende Artillerie, (artillerie volante) welche im Felde so vielen Vortheil bringt, ist bey den Reichstruppen ein fremder Vogel, von dem sie noch nichts gehört haben.

Wie stark sonst die Herren von der Reichsarmee im Redoutenmachen sind, beweisen

unter

unter andern die lieblichen Redouten bey Ichenheim nnd bey Kehl am Rhein. Sie stehen beyde, nach dem Zeugniß der Kenner, an ganz unschicklichen Stellen, und sind obendrein so elend angelegt, daß jede, ohne großen Verlust, mit einem einzigen Bataillon weggenommen werden kann. Die bey Kehl verbietet dem Feind den Vorbeyzug nicht einmal auf eine Viertelstunde.

Ich erkundigte mich, warum man aber doch diese ganz unbrauchbaren Redouten, welche so vieles Geld gekostet haben, angelegt hätte, und erhielt zur Antwort: das sey geschehen, um den großen und kleinern Herren glimpflich die Beutel zu füllen. Man hat über ein Vierteljahr damit zugebracht, und täglich mehr als 600 Menschen daran arbeiten laßen: und da giebts denn Rechnungen, wobey man hübsch plus minus machen kann. Im Vorbeygehen merke ich noch

an,

an, daß alle größern Kriegsanstalten, also auch die Errichtung der Redouten, von den Kraisfürsten abhängt, und von ihnen hernach den kleinern Ständen berechnet wird. Da pflegen denn die großen Herren nicht zu vergessen, daß jede Rechnung Gebühren abwerfen muß.

Diese einzige Bemerkung über die Artillerie der Reichsvölker würde schon hinlänglich seyn, den Titel dieser Schrift zu rechtfertigen, und zu beweisen, daß die Gestalt der Reichsarmee eine sehr erbärmliche Gestalt ist, und daß nur ein Ritter von der traurigen Gestalt, ein andrer Don Quiqote, mit diesem Heldenkorps ein kriegerisches Ebentheuer unternehmen könnte.

Ein sachkundiger Mann darf nur einen Reichstrupp ansehen und etwas näher beobachten, um sich von dem militärischen Elend und der Unzweckmäßigkeit desselben vollkom-

men zu überzeugen. Die unordentliche Einrichtung des Ganzen hat den allerschlimmsten Einfluß auf alle einzelnen Theile, und die da im kleinern vorgehenden Unordnungen vermehren gegenseitig den allgemeinen Wirrwarr. Doch, man lese weiter und urtheile selbst!

Die Rekruten müssen zwar exerzieren, aber man überläßt das ganze Exerzitium einem größtentheils selbst ungeschickten Korporal. Der Hauptmann und die übrigen Offiziere geben sich nicht damit ab: wenn also der Rekrute dem Korporal nur Schnaps, Wein und Weißbrod bezahlt, so sieht ihm dieser überall durch die Finger, und der Rekrute lernt immer — nichts.

Die Reichsstände geben, im Ganzen genommen, ziemlich gute Kleidung, und diese könnte noch weit besser seyn, wenn die Herren Provisoren nicht auch da sich auf Neben-

wegen bereichern wollten. Indeßen ist doch die Kleidung noch so erträglich gut: aber der Anzug der Soldaten — sieht spektakulös aus. Schmutzig und malpropre sind sie im Dienst und außer Dienst; und wie ihre Kleidungsstücke sind, so ist ihre Armatur auch: die Gewehre sitzen fingerdick voll Rost, und die Säbelgefäße voll Grünspan. Daher ist es auch begreiflich, was noch neulich ein Offizier vom Reichskorps zu mir sagte, daß wenn eine Bataille geliefert werden sollte, und die Reichstruppen nicht schon vorher zum Teufel liefen, gewiß keine zehn Gewehre bey einer Compagnie losbrennen würden. Das ist doch wahrlich ein großes Elend! Aber vielleicht hat man für die Verbesserung dieses Fehlers nicht gesorgt, weil man voraussezte, daß es niemals zum Schießen kommen werde.

Freiheit haben die Kraissoldaten genug, die sie aber sehr misbrauchen, und sich alle möglichen Excesse erlauben. Saufen, Spielen und Stehlen ist bey diesen Truppen sehr Mode, und wird, wenns auch herauskömmt, nur ganz gelinde bestraft. Man arretirte im vorigen Sommer auf einem Dorfe in einer sehr berüchtigten Marketender-Bude, die wegen ihres guten Rufs weit und breit am Rhein unter dem Namen des Freistätter Lumpenhäuschens bekannt ist, drey Unteroffiziere und brachte sie auf die Wache, weil sie bis nach Mitternacht unmäßig gesoffen, und Spektakel angefangen hatten. Dieser Exzeß würde bey allen andern Truppen mit Degradation der Unteroffiziere wenigstens seyn bestraft worden; allein hier gab der Hauptmann ihnen einen kleinen Verweis, und damit war der ganze Handel abgethan.

Dem Pfarrer zu Freistätt am Rhein, Hn. Schulmeister, wurden einige junge Gänse gestohlen. Er muthmaßte, die Gänse seyen in das damals an diesem Orte errichtete Spital gebracht worden, und bat daher einen Korporal, die Sache zu untersuchen. Der Korporal ging hin, und fand die Gänse in einem großen Hafen. Als ers aber sogleich auf der Gasse einem jungen Offizier bekannt machte und hinzusezte, daß ers nun dem Hauptmann melden würde, so ermahnte ihn der Offizier, das ja nicht zu thun, wenn er des Hauptmanns Freund bleiben wollte: der Hauptmann könne es gar nicht leiden, daß man ihn mit solchen Dingen behellige.

Die groben Excesse der Reichsvölker, welche sie aller Orten begingen, wo sie nur hinkamen — sie sind aber seit dem Anfange dieses Krieges nicht weit herum gekommen, sondern größtentheils an einem Orte, oder

doch

doch in einer Gegend liegen geblieben — haben sie auch bey den Einwohnern der Gegenden, wo sie stehen und standen, aufs ärgste verhaßt gemacht, und nur die feilen Nymphen, deren Namen freilich in Ländern, wo Kriegsvolk hausieret, Legion heißt, sind ihnen noch günstig. — Selbst Offiziere haben so wenig Ehrgefühl, daß sie da und dort borgen, sich hundertmal mahnen, ja, selbst verklagen lassen, und doch nicht bezahlen. Wer Schulden wegen verklagt wird, er sey nun Offizier oder Soldat, kann bey den Reichstruppen nach einer allerliebsten Regel in den Kriegsartikeln nicht zur Zahlung gezwungen werden; und daher sind denn auch manche Offiziere so niederträchtig, Schulden zu machen, und hernach noch den auszulachen, der auf Zahlung dringt. Beyspiele sind verhaßt; indessen wer etwas hübsches dieser Art hören will, darf nur den Herrn

Hanke von Bischofsheim am Steg fragen, wo er seine Histörchen hören wird.

Aber die tiefe Verachtung, womit jedermann die Kraissoldaten verfolgt, der sie näher kennt, darf diesen Helden, selbst viele von den Herren Offizieren nicht ausgenommen, eben nicht sehr spanisch vorkommen: Sie sind bey ihren Ständen schon lange vorher daran gewöhnt worden.

In den Reichsstädten und anderwärts wird der Soldat gerade so viel geachtet, als ein Scheerenschleifer oder ein Schornsteinfeger. Sizt er in einem Wirthshause, so muß er aufstehen und weggehen, sobald ein anderer hereinkommt, und seinen Platz einnehmen will. Ueberdieß giebt es in den Reichsstädten gewisse Wirthshäuser, wo Soldaten nur hindürfen: selbst Offizieren gestattet man es nicht, gewisse öffentliche Gesellschaften zu besuchen, wohin doch jeder

Kauf-

Kaufmann, jeder Bürger, ja, jeder Ladendiener und jeder privilegierte Bartkratzer hingehen darf.

In großen Handelsstädten ist die Verachtung des Militärstandes noch auffallender und abscheulicher. Z. E. zu Frankfurt am Mayn muß die Schildwache zurücktreten, wenn der Fleischer ein Kalb zum Thore herein führt, damit das Thier nicht scheu werde; und thut er es nicht, so prügelt ihn der Herr Fleischer vom Posten weg. Das ist Thatsache. Auch zu Frankfurt nennt man einen Leutnant zum Spott einen Herrn Leutig und das geht so weit, daß ein etwas angesehner Frankfurter Patricier es sehr übel nehmen, ja vielleicht gar einen Injurienproceß darüber anfangen würde, wenn ihm der Magistrat eine Offizierstelle bey den Stadtsoldaten antrüge.

Und

Und so ist es auch bey den Soldaten der Reichsfürsten, wenigstens der meisten. In Maynz z. B. ist nichts verachteter, als die Uniform: in keine Gesellschaft kömmt der Offizier, er müßte denn vom Maynzer Adel seyn; denn in diesem Fall sieht man nicht auf die Uniform, die er ohnehin außer dem Dienst nicht trägt, sondern auf seine Herkunft: der Soldat aber muß vollends ganz isoliert für sich blos mit seinen Kammeraden umgehen. In die Wirthshäuser, wo Soldaten hingehen, deren doch nur wenige sind — denn im Kranich z. B. oder in sonst einem angesehenen Gasthofe erhält kein Soldat einen Schoppen Wein — kömmt kein Bürger, ja nicht einmal ein Schuhknecht oder Schneiderjunge, um sich nicht zu blamieren.

Wie kann es auch anders seyn! Die Maynzer Soldaten stehn auf ihrem Posten, und

und schneiden Pflöckchen oder Pinnägel für die Schuster. In Gmünd — das habe ich selbst von einem Offizier — präsentirt der Soldat vor jedem gutgekleideten Mann, ja gar vor Frauenzimmer von Stande das Gewehr; hälts dann mit der einen Hand an, und reicht mit der andern den Hut hin für eine Gabe. Verachtung aber und Gewohnheit an niederträchtiger Behandlung unterdrückt und erstickt alles Gefühl für Ehre und Schande, und macht den Soldaten zum verächtlichen Klotz.

Daher haben auch die Reichstruppen für ihren eignen Dienst gar keine Achtung. Ich habe schon oben angeführt, daß die Schwaben ihr Korps den schwäbischen Kragen nennen: und das thun nicht nur gemeine Soldaten, sondern auch Offiziere. Es ist doch Schade, sagte einst ein Offizier von den Schwaben auf der Flügelwache im

Lager

Lager bey Altenheim, daß der Leutnant Storr beym schwäbischen Kragen steht: Der Mann verdiente unter regulirten Truppen — also sah doch dieser Herr Offizier sein Korps nicht für reguliert an! — zu stehen. Er versteht den Dienst, hat Kenntnisse und sehr viel Anlage, ein recht tüchtiger Mann zu werden. Aber bey unserm Kragen ists nichts für ihn. Wenn der Krieg ein Ende hat, so muß er zu Gmünd sitzen bleiben und da alles vergessen: das ist doch mein Seel' Schade! — Sie reden ja nicht vortheilhaft von ihrer Militz, Herr Leutnant, erinnerte ein Anderer. — Freylich wohl, fuhr der Leutnant fort, aber wer Teufel kann denn von der — was gutes sagen! Der Obrist exerziert und exerziert, und wenn er sich alle Tage halb todt ärgert, und sich die Lunge aus dem Hals schreit, so bleibts beym Alten: — das ist so der schwäbische Kragen,

und wird der schwäbische Kragen bleiben bis in alle Ewigkeit. . — Sehr erbaulich!

Der Soldatenstand ist überhaupt im Reiche verachtet: das macht, weil die Leute immer von ihren Kraissoldaten auf den ganzen Stand schließen. Eben darum hält sich auch jede honette Familie für eben so sehr entehrt, wenn einer von ihren Söhnen Soldat wird, als wenn eine von ihren Töchtern sich außer dem h. Ehestand die Taille verderben läßt. Beydes ist schimpflich, aber vielleicht ist das Soldatwerden noch schimpflicher, weil man das Soldatenleben insgemein als die Urquelle aller Liederlichkeit und aller Niederträchtigkeit ansieht. In Preußen aber, und selbst in Oestreich, wie auch in Sachsen und Hessen ist der Soldat schon mehr angesehn: man fürchtet sich nicht vor ihm, man flieht seine Gesellschaft nicht: und ist er ein Mann von Kopf und guter Aufführ=

führung, so geht jeder, auch selbst Leute von Stande, gern mit ihm um. Da hat nun freylich der Soldat mehr Anhänglichkeit an seinen Stand, als bey dem armseligen Reichskragen, wo der Soldat der Gegenstand des Spottes, der Verachtung und der Furcht ist.

Was aber die Achtung gegen den Militärstand für Wirkung auf den Kriegsmann selbst habe, zeigt nichts deutlicher, als die jetzige französische Militz. In Frankreich ist gerade der Stand eines Volontärs — sie heißen nicht mehr Soldaten, weil sie nicht mehr, wie die Miethlinge der Fürsten, welche sie, wie bekannt ist, mit dem schönen Titel von Tyrannensklaven brandmarken, pour la solde, d. i. für eine geringe Belöhnung dienen, und dem Eigensinn oder der Eroberungssucht eines Fürsten sich und andre hinopfern: sie heißen Volontairs, weil sie frey=

willig

willig für ihr Vaterland, und ihre allgemeine und persönliche Freyheit, für ihre Habe, für ihre Eltern, Geschwister u. s. w. gegen Feinde streiten, die ihnen das alte Joch der Despotie wieder aufdringen und Gesetze in Dingen geben wollten, wo es keiner Gesetze bedarf — in Frankreich, sage ich, ist der Stand eines Volontärs jezt gerade der geehrteste aller Stände. Man sieht da den Vertheidiger des Vaterlandes an als die Stütze der Republik, des Gesetzes und der Freyheit: der Volontär ist Bürger, und macht keinen besondern Stand aus, ob er gleich, so lange er im Felde steht, wie natürlich, an den activen Rechten des Bürgers keinen Antheil hat. Jede Familie, jeder Vater, der einen Sohn bey der Armee hat, hält sich eben dadurch schon für geehrt, und spricht nicht, wie ein Vater in Deutschland: ach, daß Gott erbarm! Mein Han Nickel, der lie-

derliche Hund, hat mir den Schimpf angethan, und ist Soldat worden! *) — So spricht in Frankreich kein Mensch: denn da ist der Mann, der die Uniform trägt, angesehn, und jeder französische Bürger, der auch sonst nicht ins Feld geht, jeder Offizier der Munizipalitäten der Departementer, jeder Volksrepräsentant und jeder Friedensrichter trägt die Uniform, wie der Volontär. Die Uniform ist Nationaltracht geworden, so wie der wahre militärische Geist, Freyheit oder Tod zu suchen, und für das Vaterland sich und alles aufzuopfern, jezt Nationalgeist geworden ist.

Diese allgemeine Achtung für den Militärstand hat denn auch mehr Wunder gewirkt, als

*) Die Juden in Deutschland nennen die Soldaten Rekim, d. i. elende schlechte Kerle — vom hebräischen Rik leer, untauglich, niederträchtig, schlecht.

als alle Buckeldrescherenen der Preußen und alle Arschprügel der Oestreicher. Die jungen ungeübten Franzosen, die ihre Feinde, besonders die Kaiserlichen, nur Jungens, Buben, Lumpengesindel, Zuchtknechte ihrer eignen Nation zu schelten pflegen, haben alle ihre Feinde rund um die Gränzen ihrer Republik besiegt, und sich in ganz Europa furchtbar gemacht.

Nun nehme man das Gegentheil, und sage mir, ob die Reichsarmee, die aus lauter verachteten Leuten zusammengeflickte Reichsarmee, nicht eine erbärmliche Gestalt habe, und ob wohl zu glauben sey, daß dieses Korps jemals das Vaterland schützen und dadurch Lorbeern verdienen werde! —

Dieses fühlen denn auch selbst erfahrne und einsichtige Offiziere dieses Heldentrupps. Ich habe mit Männern von Einsicht und wirklich militärischen Verdiensten mich öfters über

über die Mängel der Reichsvölker unterhalten, und verdanke vieles von dem, was ich hier anbringe, ihren Bemerkungen.

Daß ich diese Männer nicht nenne, geschieht darum, weil ich ihnen bey den Hoch- und Löblichen Ständen *), welchen meine Schrift vielleicht vor ihre hohe Brille kommen könnte, keinen Verdruß machen will. Die Hoch- und Löblichen Stände sind etwas vindikativ, und entblöden sich manchmal nicht, selbst den Generalen und Obersten so nach ihrer Art, die nicht immer die höflichste ist, Weisungen zuzuschicken — wie ohnlängst einem

*) Hochlöbliche Stände und löbliche Stände sind im Reiche ohngefähr so wie Hochgebohrner Herr und Wohlgebohrner Herr verschieden. Indessen ist nicht nöthig, daß jene gerade hoch auf dem Taubenschlag, und dieser im untern Stock auf einem Pflaumbette gebohren sey.

einem sehr würdigen Obristen, weil er etwas scharf mit den tölpischen Strackern*) umging und mit Gewalt Menschen aus ihnen ziehen wollte, wie er sich ausdrückte.

Diese Männer, die ich nicht nenne, bekannten sehr gern, daß die Reichsarmee, wie sie nun einmal ist, und wie sie leider, noch lange bleiben wird, gegen einen Feind, er sey auch, wer und wie er wolle, nichts auszurichten, vermögend sey. Bekannt ist bey einem ganzen Korps Reichstruppen, was einer ihrer vornehmsten Generale mehr als einmal öffentlich gesagt hat, daß wenn er je wieder auf die Welt kommen sollte, er sich es, um seiner eignen Ehre willen, beym lieben Gott ausbitten würde, ihn nicht wieder zu

*) Die Stracker sind da zu Hause, wo man spricht: Wau bescht 'ngesinn? Dau? beym Naudler?

zu einem Offizier bey der Reichsarmee zu machen. Und das sagt viel! —

Man wird hier vielleicht die Frage aufwerfen: warum denn so manche brave Offiziere — ich kenne und verehre ihrer selbst viele — noch immer bey der Reichsarmee dienen, da sie doch die unabänderlichen Mängel derselben so gut einsehen? Solchen Männern, wird man vielleicht hinzufügen, könnte es doch, wenn sie sonst wollten, an Dienst in andern Heeren nicht fehlen! —

Zur Antwort dient das Sprichwort des Kaisers Vespasianus: lucri odor bonus ex re qualibet. Die Offiziere des Reichskorps haben zwar in Friedenszeiten nicht überflüßig Gage, aber in Kriegszeiten ist das, was nebenher so einkömmt, vorzüglich was die höhern Offiziere, als Generale und Obristen von den Ständen wegen der nicht eingeschickten Rekruten von Zeit zu Zeit ziehen,

hen, sehr beträchtlich: und da läßt man sichs denn gefallen, eine Truppe zu kommandiren, von der man weiß, daß es eine elende Truppe ist — nur um die mit dem Kommando verbundenen Emolumente auch ziehen zu können.

Wegen des lezten Punktes muß ich noch einiges anmerken. Die Desertion ist bey den Reichstruppen entsezlich stark. Es vergeht fast kein Tag, daß nicht von jedem Regimente einige weglaufen, und zu andern Truppen übergehen. Dieses fällt ihnen auch gar sehr leicht. Einmal ist keine scharfe Aufsicht über sie; und zum andern sind sie frey, sobald sie nur aus dem Kordon ihres Kraises, ja oft nur aus dem Kordon ihres Regiments sind. Die Reichstruppen haben zwar unter sich, und mit den übrigen gegen Frankreich gemeinschaftlich mitkriegenden Mächten, Kartel, aber diesen respektirt nie-

mand, wenn gleich schon sehr viele Klagen darüber entstanden sind, die aber alle, wie gewöhnlich, auf Nichts hinaus laufen. Der Pfälzer läuft zu den Franken, der Franke zu den Schwaben, der Schwabe zu den Oestreichern und der Oestreicher schiebt zu der schönen Armee der Emigrirten, welche denn auch wieder zu andern überlaufen.

Insbesondere muß man den Herren Oestreichern nachsagen, daß sie es doch ein wenig zu arg machen, indem sie die Soldaten andrer mit ihnen verbündeten Fürsten und Reichsstände ohne Anstand nehmen, zwar nicht mit Gewalt, wenigstens selten, aber doch so oft sie freiwillig kommen, und hernach sie nicht wieder herausgeben, wenn sie auch gleich requirirt werden. Den Herren Preußen hat man ähnliche Stückchen Schuld gegeben, selbst im Laufe des jetzigen Krieges. Ich erinnere mich noch recht gut, daß die Kai-

serlichen mehrere Pfälzer Deserteurs bey Mayntz 1793 angenommen, und nach den Erbländern geschickt haben. Man hat sich darüber zwar von Pfälzischer Seite beschwert, aber ohne Erfolg. Eben dieses thun sie noch immer, und wenn hernach Requisition geschieht, so hat niemand den Mann, nach welchem gefragt wird, gesehen, oder von ihm gehört. Vielleicht aber ist es dem Reichsoberhaupte erlaubt, die Reichstruppen zu debauchiren, um seine eignen Truppen mit deren Deserteurs zu verstärken. Dem sey, wie ihm wolle: man sollte wenigstens die Grimasse von Kartel weglassen: denn es ist allemal doch weniger unanständig, eine schon an sich unerlaubte Sache ohne feierliches Versprechen zu treiben, als sie mit Verletzung einer treuen Ehrlichkeit zu begehn.

Ueberhaupt ist ein Kartel zwischen mächtigern und unmächtigern Herren und Stän-

den ein wunderliches Ding. Der Mächtigere läßt sich nichts nehmen. Merkt er, daß ein Soldat von den Seinigen sonstwohin gelaufen ist, so requirirt er ihn, und zwingt den andern Fürsten oder Stand, den Mann ihm herauszugeben. Aber das kann der Unmächtigere nicht. Selten erfährt er auch, wo sein Deserteur hin ist, und wenn ers gleich erfährt und deswegen einkömmt, so macht man ihm so viel Hokus Pokus, daß er endlich des Blendwerks müde wird, und den Kerl im Stiche läßt.

Weil ich doch einmal dran bin, muß ich auch etwas vom Korps des Conde sagen, aber nur in Absicht auf die Deserteurs. Ich habe diese allerliebste Armee selbst oft gesehen, noch mehr aber habe ich von ihr und ihrem trefflichen Betragen sowohl gegen die Bewohner Deutschlands, als gegen die Truppen der Reichsstände gehört. Das war nun

frei-

freilich alle nicht sehr erbaulich! Die Franzosen nennen sie: les mâtins de brigands d'emigrès, so wie sie die Leute der sogenannten christlich-königlichen Bande die mâtins de brigands de la Vendée nennen; und die Deutschen hätten große Ursache, den Herren der Emigranten-Armee diesen Namen auch zu geben, und sie hiernach konsequent zu behandeln. Doch das geht mich hier eigentlich nicht an! Mögen sie doch immerhin stehlen und rauben, und Weiber und Mädchen verführen, und die venerische Krankheit noch so weit und noch so arg verbreiten — wenn die Deutschen dumm genug sind, das ehrlose Gesindel für Pitts Projecte länger zu dulden, dadurch Frankreichs Erbitterung zu unterhalten, und dessen Volke eine friedliche Gesinnung gegen Deutschland unmöglich zu machen: immerhin! habeant sibi! es geht mich nichts an: denn ich will hier blos

refe-

referiren, wie es die Emigrantentruppen in Absicht der Deserteurs schon lange halten.

Sie hüten sich gar sehr, einen kaiserlichen Ausreißer anzunehmen: denn sie befürchten, das Haus Oestreich zu beleidigen, und dadurch ihre einzige Stütze in Deutschland zu verlieren. Aber die Kaiserlichen sind nicht so diskret: diese nehmen die Deserteurs der Emigrehs, wenn sie sonst brauchbar sind, willig auf, und fürchten sich ganz und gar nicht vor einer Requisition. Das müssen sich die Emigrehs schon gefallen lassen, oder erwarten, daß man ihnen von Wien aus nicht weiter erlaube, in Deutschland prekär zu existiren.

Aber jeden Deserteur der Reichstruppen nehmen die Emigrehs nicht nur mit Freuden an, sondern sie suchen auch noch auf alle Art, die Soldaten der Kraise zum Ueberlaufen zu verleiten. Aller Orten am ganzen

Rhein-

Rheinstrohm liegen kondische, Montbosso-nische und Rohanische Werber, wozu noch anderes Lumpengesindel kömmt, welches abgerichtet ist, die Leute, um sie unkenntlich zu machen, mit andern Kleidern zu versehen, und ihnen auf diese Art ihre Flucht und Ueberkunft zu dem feinen Korps zu erleichtern.

In einem Städtchen, vier Stunden oberhalb Heidelberg, hielt sich ein Marketender auf, der seit dem Frühling des vorigen Jahres mehr als 50 Mann den Pfälzern entführt und der Emigrantenbande zugeschanzt hatte. Endlich kam das Ding heraus, und der saubere Schurken-Kuppler wurde eingesteckt. Er hatte aber, wie man leicht erachten kann, durch seinen Handel brav Geld erworben, bestach also die Wache und gieng mit derselben, an der Zahl drey Mann, fort und wahrscheinlich zu den Pest-Horden für Deutschland.

Diese oder die Emigrirten geben nie einen Deserteur von den Kraistruppen wieder heraus, und deswegen giebt man ihnen die ihrigen auch nicht heraus. Im März des vorigen Jahres erkannte ein Korporal von Rohan einen seiner Leute zu Offenburg. Er meldete es sofort an den Obristen von Sandberg, und foderte den Deserteur zurück. „Lumpenkerl, sagte hierauf der Obriste, gebt uns erst die Leute wieder, die ihr uns verführt habt: ihr seyd keine Soldaten, Räuber seyd ihr." Mit diesen Worten schmiß er den Rohanischen Korporal zur Thür hinaus, und drohte ihn, wenn er je wieder käme, einzustecken, und mit Schimpf und Schande zum Thor hinaus bringen zu lassen.

Zu einer andern Zeit schickte der Oberamtmann von Rottenmünster einen Deserteur von den Emigranten, Namens Roussel,

fes, zu dem Röttenmünsterschen Kontingente. Ein Leutnant, Bachmann, von den sogenannten Anglois *) ein gebohr-

*) So nennen die Emigranten jetzt einen großen Theil ihrer Truppen, weil die Benennungen von Conde', Rohan u. s. w. zu sehr verachtet und verhaßt geworden sind. Indessen sind die Anglois eben so elende Banden, als die von Conde und Rohan, oder als die abscheuliche Legion de Mirabeau je gewesen ist. Ueberdieß, ist es wohl klug, daß wir Deutsche diejenigen, die unser bedenkliche Feind als seine ärgsten Verräther und Feinde verabscheut und sie bis auf Leben und Tod verfolgt, nicht nur neben uns wider ihn streiten lassen, sondern auch noch zugeben, daß sie sich obendrein des Namens eines andern, ihm gleichstark verhaßten Feindes, der Engländer, bedienen? — Sind wir denn mächtig, gewandt und im Waffenglück glücklich genug, um

bohrner Schweizer, beschwerte sich darüber und wollte seinen Soldaten zurück haben; aber vergebens. Man bedeutete ihm, daß man die Truppen der Emigranten beynahe ärger als Feinde ansehen müßte, und daß daher kein wechselseitiger Kartel statt finden könnte.

Das mag doch eine hübsche Allianz seyn, wenn man sich einander so behandelt! Und doch hoft man aus einer so schnakigen Verbin-

um in einer so verächtlichen und trotzigen Hofmanier einem Feinde zu begegnen, der doch wohl handgreiflich genug bewiesen hat, daß er derjenige nicht ist, der dummen Despotentroz dummkriechend sich biethen lasse und nicht räche? — Wahrlich, es ist kein Wunder, daß Ausländer schon lange alles Tölpische und Widersinnige, was sie unter sich antreffen, als etwas Deutsches zu benennen pflegen! —

bindung guten Waffenfortgang wider die Franzosen!!

Beyher will ich noch anmerken, daß die Preußischen Werber sich jezt auch nach und nach aller Orten wieder einstellen, wo sie beym Anfange des Kriegs ihre Werbplätze verlaßen hatten, und bey der ewigen Ueberläuferey ihre Sache ganz gut zu machen wissen. Ich sprach noch vor kurzem in Rottweil mit einem Preußischen Werber, welcher eine ganze Garderobe hatte, um sofort Schwaben und Oestreicher zu verkleiden, und dahin zu schaffen, wohin sie gehören. Wer kann es ihnen auch verargen, wenn sie sich des allgemeinen Wirrwarrs bedienen, und Gleiches mit Gleichem vergelten? — Die Deserteurs von den Emigranten brauchen keine Verkleidung.

Da nun die Soldaten der Reichsarmee so fleißig zum Henker laufen, so ist's natürlich,

lich, daß dadurch große Lücken in den Regimentern entstehen. Dieser Abgang sollte nun nach der Regel sofort an den Stand berichtet, und von demselben der Ersatz desselben gefodert werden. So will es die Regel, und die ausdrückliche Verordnung des Reichstags und der Kraistage. Im Fall aber ein Stand die Rekrutirung weigern, oder sie zu lange verzögern würde, so soll der Regimentskommandeur die Sache an den Krais melden, der dann einen der ausschreibenden Fürsten autorisirt, faktisch zuzulangen, und den Stand zur Stellung seiner Rekruten mit Execution zu zwingen. Das ist im jetzigen Krieg auch einigemal geschehen, und so will es das Gesetz, aber die gewöhnliche Observanz bestimmt das Ding anders.

Die fehlende Mannschaft wird bisweilen, aber sehr selten, bey dem Regimentskommandeur von den Hauptleuten eingegeben. Die-

Dieser schickt dann die Liste an die Stände, und erinnert sie ans Schicken frischer Rekruten. Nun stellen die Stände dem Herrn Obristen u. s. w. vor, daß dieses für jetzt unmöglich sey, daß keine jungen Leute da seyen, daß man auf den Schlag keine Soldaten haben könne, bitten um Dilation, und versichern anbey, daß sobald es nur thunlich seyn werde, die Rekrutirung gewiß vor sich gehen solle. Diese Versicherung wird mit einem Präsent nach den Umständen begleitet, und der Herr Kommandeur will auch die guten Stände eben nicht drücken, und macht ein Auge zu. Indessen steht der Abgang noch immer auf der Liste, aber die Zahlung für die Abgehenden fällt in den Beutel des Herrn Provisors, wenns der Hauptmann ist: denn in jedem andern Falle muß der Provisor mit dem Hn. Hauptmann partagiren.

Endlich schickt der Stand Rekruten, aber niemals so viel, als er schicken sollte: Das versteht sich nun von selbst. Dabey sind es größtentheils ganz untaugliche Menschenkinder, alte Ehekrüppel, steife, krumme, schielende Karrikaturen, die man nicht brauchen kann, oder junge Kinder, die das Gewehr kaum halten können. Der Kommandeur würde dergleichen zusammengerafften Ausschuß sofort zum Teufel jagen, wenn nicht ein schwerer Brief vom Stand mitgekommen wäre. In Rücksicht des schweren Briefes thut er nun das Zeug gut, und läßt es Soldaten spielen.

Dieses ist eine Hauptquelle, woraus die Offiziere, besonders die höhern, bey den Reichsvölkern ihre Beutel füllen; und deßwegen sehnen sie sich auch nicht sehr weg. Wo Geld ist, da ist auch Ehre, denken sie, und beweisen sich das aus der Praxis der

gan-

ganzen Welt. Nun aber hat ein hoher Kraisoffizier Geld von seinem Dienst; folglich hat er auch Ehre von seinem Dienst. Ich sehe nicht, was man mit Recht an diesem Schlusse aussetzen wolle. Bey andern Truppen denkt man ja doch auch so!

Aber da kömmt mir einer in die Queere, und heißt mich die Franzosen anschauen. Da, spricht er, sucht kein Offizier Geld; im Gegentheil sie lassen sich kaum ihre nothwendige Subsistenz auszahlen, und können unmöglich reich werden. Pichegru, Moncey, Jourdan, und andre sind arme Teufel, haben nichts, und die Nation wird sie dereinst nocherhalten müssen. Und doch dienen ja diese Leute unstreitig für ihre und ihres Vaterlandes Ehre!

Ja, lieber Freund, das ist allerdings wahr, aber man muß einen Unterschied machen zwischen der Ehre eines Franzosen, und zwischen

der Ehre eines Deutschen. Der jetzige Franzose hält sich für geehrt, wenn er sein Vaterland, und sein Gesetz vertheidigt, das Leben seiner Mitbürger schützt, die Ehre seiner Nation rettet, und seine persönliche Freiheit behauptet. Das ist so die Ehre, die der jetzige Franzose sucht; und dazu braucht man freilich nicht viel Geld. Aber diese Ehre kann die des Deutschen nicht seyn. Er kann für sein Vaterland nicht fechten, weil er eigentlich keins hat. So kann er auch das Gesetz nicht vertheidigen: denn dieß drückt ihn häufig, und ist nicht der Wille der Nation, sondern der Wille des Fürsten: und der — ist immer abwechselnd, wie die Tafftfarbe, und sorgt vorzüglich für sich. Der Deutsche schützt eben so wenig das Leben und das Eigenthum seiner Mitbürger: denn diese Dinge müssen in einem großen Theil von Deutschland eigentlich nicht gegen auswärtige Feinde, son-

dern

dern gegen die inländischen privilegirten geschützt werden. Endlich rettet er auch die Ehre seiner Nation nicht; weil Sklaven keine Ehre haben; und das sind die Deutschen in mancher Gegend nicht wenig.

Siehst du nun, daß die Ehre des Deutschen Offiziers von der Ehre eines Französischen nicht nur wesentlich verschieden, sondern gar ein ganz anderes Ding ist. Ich will dir sagen, worin diese Ehre bey uns besteht. Im Staat, im Aufwand, in Bedienten, in Equipage, in Mätressen, in Gunst der Fürsten und der Großen, in der Gewogenheit der Pfaffen, im Ballgehen, Schlittenfahren, Jagen, ꝛc. ꝛc. ꝛc. und zu allem diesem gehört Geld: folglich wo Geld ist, da ist auch Ehre. Dieser Schluß ist richtig, und kein Philosoph vom großen Kant bis auf den winzigen Rehberg, soll mir dieses Argument wiederlegen: denn es beruht auf Erfahrung.

Wäre das alles anders, als es hier gesagt ist: so mögte ich wohl wissen, was denn die Deutschen abgehalten hätte, in Masse eben so aufzustehen, als es die Franzosen thaten? Warum sie troz alles Auffoderns zu diesem und jenem, kalt blieben, ja sogar über das Winseln und Jammern manches Fürstlichen Bettelbriefs, heimlich spöttelten, und hier und da sehnlichst die Franzosen bis zu sich herüberwünschten? Warum selbst die Herren Fürsten nie eines Sinnes werden konnten, sich selbst einander entgegen handelten, der eine so, der andere anders? 2c. 2c. Das alles sind Thatsachen, documentirt sogar in Reichsschriften u. d. gl. Die Ehre eines Franzosen, ist also Himmelweit verschieden von der Ehre eines Deutschen: jene ist edel, gemeinnützig und zeugt patriotische Helden; diese ist niedrig, egoistisch und zeugt Betrüger oder Verräther.

Aus dem nun so beschriebenen Ehrgefühl der Deutschen prellen viele der Herren Reichsoffiziere ihre Stände bey jeder Gelegenheit auch in Absicht der Fourage, des Brodes und andrer Dinge, die zur Subsistenz der Truppen gehören. Oft geht diese Prellerey sogar ganz ins Schmutzige; und das ist doch gar nicht hübsch! Ich weiß, daß z. B. die Feldkessel beynahe jedes Jahr von den Ständen bezahlt werden, und dieß in solcher Menge, daß sie für die Truppen, wenn sie ganz vollzählig wären, vollkommen zureichten. Aber ich habe gesehen beym schwäbischen Korps und anderwärts, daß nicht einmal so viel Feldkessel da waren: als nur für die wenige im Lager stehende Mannschaft erfodert wurden. Zwey, drey Zelter müssen in einem Kessel zusammen kochen, und die, welche noch da waren, waren alte verdorbene Gefäße. Feldflaschen sind beinahe gar nicht da; Beile,

Hacken, Spaten und Aexte fehlen gänzlich, und die Zelter, die doch oft genug neu bezahlt werden, sind zerrissen und vermodert. Lagerstroh wird genug verrechnet auf dem Papier, aber die Soldaten liegen fast auf der bloßen Erde. Das und noch viel mehr geht doch ohne Widerrede ins Schmutzige. Aber es muß ja doch alles etwas beytragen, die erbärmliche Gestalt der Hochlöblichen Reichsarmee noch erbärmlicher darzustellen!

Die Pakpferde, die zum Fortbringen der Geräthschaft und des Feldzeugs auf weiten Märschen so sehr nöthig und brauchbar sind, fehlen bey der Reichsarmee gänzlich: alles muß auf Wagen fortgebracht werden, und diese hindern wegen ihrer großen Menge den Zug unbeschreiblich. Man bedenke, daß jeder Offizier, statt eines Packpferdes, so ein Wägelchen hat; aber nicht nur jeder Offizier, sondern auch noch die Herren Feldpre-

diger und Feldpatres, die Regimentsquartiermeister, Feldscheere, der Profos ꝛc. haben deren auch; und nun rechne man die Kompagnie-Staabs und andere Wagen noch dazu, und sage: ob ein Corps von ohngefähr 6000 Mann Reichsarmee nicht mehr Raum zu seinem Marsch nöthig habe, als 30,000 Mann Preussen? Was aber dieses für Schaden weiter bringe, besonders wegen der in der Nähe des Feindes nothwendigen starken Bedeckung, versteht jederman, ohne mein Erinnern.

Der Mangel an Packknechten ist auch ein Hauptschnitzer bey der Reichsarmee. Im Preußischen Heere hat jeder Offizier seinen Packknecht, der kein Soldat ist: keinem Offizier wird ohne die höchste Noth ein Soldat als Bedienter im Felde gestattet: wer Uniform trägt, muß, als Soldat, seine Dienste thun. Aber bey dem Reichsvolk sind alle Bediente

der Offiziere, wenige ausgenommen *), Soldaten vom Regimente, und zwar allemal die Besten und brauchbarsten. Der Hauptmann darf 3 Soldaten zu seinem Dienste haben; die drey Subalternoffiziere haben jeder einen: — thut par Compagnie sechs Mann: also im ganzen Regiment 60 Mann. Dazu kommen noch zwey für den Quartiermeister, einer für den Auditeur, einer für den Regimentschirurgus, zwey für die Geistlichkeit, in

*) Der Baron v. Sandberg erklärte einmal in einer Gesellschaft von Offizieren, daß er, als Obrister, sich auch nach Art der andern Herren, Bediente aus dem Regiment nehmen könne. Daß er aber den Mißbrauch davon zu sehr einsähe, und lieber seinen Reitknecht, und seinen Bedienten bezahlen wolle, um den andern Herren vielleicht ein gutes Beispiel zu geben. Aber die andern Herren kehrten sich daran nicht. Schöner Gemeingeist! —

in duplo: — macht zusammen 66 Mann die zu jeder Zeit bey den ohnehin sehr inkompleten Regimentern fehlen. Man heißt diese Bedienten, die sonst bey den Preussen Packknechte und Kalefaktors genannt werden, bey der Reichsarmee ganz unrecht Fourierschützen.

Ich könnte hier noch mancherley sagen über die elende Anstalten, Briefe fortzubringen, da man kein Feldpostamt hat, und über die überhäuften Kommandos zu den da und dort angelegten Lazarethen: Aber ich befürchte den Leser zu ermüden, der schon aus dem Gesagten sich eine häßliche Idee von dem ganzen Reichskorps und allen dabey gemachten Anstalten bilden muß.

Aber doch noch ein Wort von den Spitälern! Diese sind entweder Regimentsspitäler oder Kraisspitäler. Beyde sind gleich elend, und gleich traurig. Hr. Thede

klagt

klagt über die große Unwissenheit der meisten Preußischen Feld-Chirurgen, und das mit Recht *); aber doch sind diese noch wahre Aeskulape gegen die bey der Reichsarmee. Ein Mensch von einigen Kenntnissen nimmt keinen Posten bey diesem Korps, wo er den Burschen den Bart wöchentlich zweymal abnehmen, und alle Monate genau nachsehen muß, ob sich nicht einer oder der andre an seinem Lazbein, wie Freund Yorik sagt, verdorben habe. Also sind nur Stümper, Pfuscher und ächte Bartkratzer die Wundärzte bey der Reichsarmee. Ich kenne einige, die ihren Namen kaum schreiben können, und mehrere können nicht einmal zur Ader lassen. Die Regiments-Chirurgen, und der General-Medicus haben mit der Be-

setzung

*) In der Vorrede zu seiner treflichen Schrift: Anweisung für die Unterchirurgen u. s. w.

setzung der Feldscheerstellen nichts zu schaffen: der Stand stellt sie ebenfalls, und fragt wenig nach ihrer Geschicklichkeit. Wie das eine: so das andere!

Die Regimentsspitäler bey der Reichsarmee — ich habe dergleichen bey den Pfälzern und Schwaben gesehen: die Darmstädter hatten auch solche — werden in der Nähe, wo das Regiment steht, angelegt, und von einem Kompagnie-Feldscheer versehen. Wie's da zugehe, und zugehen müsse, ist aus der Beschreibung dieser Meister von selbst abzunehmen.

Aber die Kraisspitäler oder Lazarethe sind Einrichtungen von grösserem Belang, doch, wenn man die Kost, als wofür mehr gesorgt wird, ausnimmt, im geringsten nicht besser, als die Oestreichischen und Preußischen. Es sind eben solche Mördergruben, wo die verpestete Luft, die elende

Wartung,

Wartung, die unbeschreibliche Unreinigkeit, das Ungeziefer und andre Mängel der Krankenpflege die Krankheiten nur verschlimmern, und viele Menschen ins Gras beißen machen. Man fürchtet sich bey den Reichstruppen eben so sehr vor den Spitälern, wie bey den Preußen und Oestreichern, und das aus demselben Grunde, weil man denkt, daß ein Mensch, der in so ein Kurierloch geschleppt wird, allemal auch bey einer sonst unbedeutenden Krankheit Gefahr laufe, nimmermehr wieder heraus zu kommen.

Es ist doch schrecklich, daß man für das Leben und die Gesundheit der Menschen so wenig Sorge trägt, und vornehmlich solcher Menschen, die man so nöthig hat im Kriege! Aber der Soldat ist bey uns, und sogar von seinen eignen Vorgesezten, überall zu sehr verachtet, als daß man im Ernste für ihn und seine Erhaltung sorgen sollte.

Die

Die Schuld davon liegt überhaupt einmal an sehr vielen Soldaten selbst, und dann an unserer hergebrachten militärischen Verfassung. Was nirgends taugen will, lauft zu den Soldaten, oder wird ihnen zur Züchtigung übergeben — Trunkenbolte, Faullenzer, Dummköpfe, ungerathene, widerspenstige Söhne, leichtsinnige, unruhige Ueberläufer, relegierte Studenten, untreue Diener, meineidige Geschäftsträger, Bankrottürs und dergleichen nach dem Sprichworte: Was nicht taugen will, muß dem Kalbfelle folgen d. i. der Trommel. Selten bessern sich diese Leute, ja, sie werden durch den Umgang mit noch Mehreren ihres Gleichen gewöhnlich ärger, besonders im Felde, wo ihnen, um die Ueberläuferey durch Strenge nicht zu fördern, manches übersehn wird, was man in der Garnison streng ahnden würde. Sie betragen sich also oft nicht

wie Menschen, sondern wie unvernünftiges, wildes Vieh, treten ihre Menschenwürde mit Füßen, und erregen bey ihren Vorgesezten sehr oft den Wunsch, ihrer mit guter Manier je eher je lieber los zu werden. Fällt nun einer von diesen in eine Krankheit, oder wird er verwundet und dann dem Lazarethe zur Kur übergeben: — wie kann so ein Mensch bey jemanden den Wunsch rege machen, ihm wieder zur Gesundheit zu verhelfen oder ihn zu heilen? Wer weiß, wie sehr lange schon er seinen Vorgesezten, oder den Chirurgen zur Last gewesen ist, um ihm das ewige Leben nicht längst zu wünschen! Diese also hätten die schlechte Behandlung, die ihnen in den Lazarethen widerfährt, großentheils selbst verschuldet, und fänden dann, daß es geht, wie mans treibt — zur Warnung für sie auf die Zukunft, und zum Beyspiele für andere auf immer.

„Eine andere Ursache der schlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen liegt in unsrer hergebrachten militärischen Verfassung. Unsere meisten Soldaten sind wie passive Maschienen, Söldner, oder, auf altteutsch, Landknechte, bestimmt, um nach den Winken ihrer Fürsten Länder zu erobern, oder Andern erobern zu helfen, oder zur Erringung irgend einer Donquixotiade von Heldenschaft Leib und Leben aufzuopfern. Sie sind also großentheils Menschen, welche dumm oder niederträchtig genug sind, auf ihre persönliche Subsistenz Verzicht zu thun, und sich gegen einen Blutsold als ein sachliches Werkzeug zu verdingen, die Rechte anderer Völker willkührlich zu verletzen und dadurch den Despotismus mitzuverbreiten, oder auf den Thron zu heben, oder in ihrem eignen Vaterlande ihn fernerhin zu sichern.

sichern.*) Ein Mensch aber, der auf seine Menschenrechte, Würde, Pflicht und Bestimmung Verzicht thut! der nicht, wie der jetzige Franzose, als activer Vaterländer bloß zu den

*) „O, lebte Tacitus noch, und sähe jetzt eine Deutsche Armee, vor der Rom sonst zitterte, — er würde ausrufen: Schande für Deutschland! Das sind keine Teutonen mehr: — Die fechten um Sold; nicht mehr für Freiheit und Vaterland!“ — Man sehe Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming, II. Th. S. 261. Berlin, bei Voß. — Bey der Verdingung der Truppen eines Staats (oder eines Fürsten) an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind (z. B. der Hessen, Braunschweiger und Hanoveraner gegen Nordamerika u. s. w.) werden die Unterthanen als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht, (und nicht behandelt als selbstständige Personen nach unveräußerlichen Rechten.) — Kant zum ewigen Frieden, S. 8.

den Waffen greift, um seine Nation und deren Rechte gegen jeden ungerechten Machtanfall zu vertheidigen — der wirft sich in den Koth: und wer kann ihn achten?

Hiezu kömmt, daß die Oberleute den Mann, der stirbt, oder als Krüppel verabschiedet und aufs Herumbetteln fortgeschickt wird, nicht zu ersetzen verbunden sind, und also sich wenig oder gar nicht darum bekümmern, wenn ein Soldat, nach dem schönen und gewöhnlichen Ausdruck der Herren Offiziere, verreckt, krepirt, vom Teufel geholt wird, oder als ein unversorgter Krüppel zur Schande des Herrn und des Korps, dem er gedient hat, im Lande herumfährt, bettelt oder gauft, und in allen Schenken über seinen Dienst flucht, und auf seine ehemahligen Vorgesezte derbe loszieht.

Auf dem Titelkupfer zum ersten Band von Lenardos Schwärmereyen spricht

ein

ein Invalide als Bettelmann, Louise um ein Stückchen Brod an. S. 31. sagt er:

„Ich bin ein armer, armer Mann —
Gebt mir ein Stücklein Brod,
Daß ich den Hunger stillen kann —
Erbarmt euch meiner Noth!

Seht, eine Kugel raubte mir
Im Schlachtgewühl den Fuß,
Gelähmt ist diese Rechte hier
Von Feindes Hieb und Schuß.

Drey Söhne fielen bey Colin,
Eh' unsre Schaaren flohn;
Der König nahm — Gott segne ihn! —
Mir auch den jüngsten Sohn.

Er war so gut, so schön und schlank,
So brav fürs Vaterland —
Ach Gott! im lezten Treffen sank
Mein lezter — Fritz genannt."

Der

Der König nahm — Gott segne ihn! — mir auch den jüngsten Sohn. Wie man dieses Segen - Erbitten eigentlich nehmen müsse, lehrt die ganze Situation des armen, armen Bettelmanns. Nie sah ich das öfters eintreffende Ende von Soldaten - Elend so eingreifend abgebildet, als auf diesem Kupferstich, gedeutet nach dem Inhalt der Bitte des Invaliden um ein — Stückchen Brod.

Ein alter Mann, gestüzt auf der Krücke, steht auf einem Holzbein, das den abgenommnen linken Fuß auffallend vorzeigt. Dieser alte Mann bettelt um ein Stückchen Brod, damit er seinen Hunger stillen könne. Er war Vater von vier Söhnen gewesen. Nicht genug, daß er bis zum Herumkrüppeln selbst diente, verlohr er noch die Stützen seines Alters, seine Söhne, und zwar ihrer Viere. Seine rechte Hand war gelähmt durch Hieb und Schuß. — Und doch nahm man auf

das Verdienst und das völlige Unvermögen dieses Mannes, seinen Unterhalt sich selbst zu verdienen, so wenig Rücksicht, daß er, um seinen Hunger stillen zu können, sein Stückchen Brod, als Krüppel, erbetteln mußte.

In dieser Attitüde steht er hier, und prediget durch diese Attitüde mehr als zu eindringend: daß Millionen von Menschen für einen Eroberungs- oder Ruhmsüchtigen sogenannten Helden eine zu unbedeutende Kleinigkeit sind, um sie nicht wie Miethen seinen Zwecken aufzuopfern, und sich um sie, sobald sie abgenuzt sind, wie um ein unbrauchbares Instrument nicht weiter zu bekümmern oder umzusehn. Ja, so steht hier der arme Mann, aber mit des großen Friedrichs Kopf auf seinem Rumpfe. Also Friedrichs Größe ruht auf Krücken und Holzbeinen, und die, die sie ihm erfechten helfen mußten,

müssen

müssen endlich herumkrüppeln, um durch ein erbetteltes Stückchen Brod sich des Hungertodes zu erwehren. Sehts und fühlts Menschen: So erkauft mancher Große seine Größe! *)

Es ist wahrlich ein großer Reiz, für das Vaterland, oder wie es eigentlich heißen sollte, für irgend einen Fürsten zu fechten, wenn man auf allen Straßen alte abgedankte Kriegsleute antrifft, die ehemals ihre Jugend

*) Wenn die Fürsten spielen, ich meyne Krieg führen — sagt irgendwo Friedrich der Zweite — so sind die Menschen ihre Niethen; und wenn diese zu Hunderttausenden verloren gehen, so werden weder die Menschen, noch die Fürsten klüger! sie spielen immer von neuem; und von neuem fehlts nie an Niethen. — So machte Friedrich d. G. als Philosoph, selbst auf ein Menschenspiel aufmerksam, das er, als König, nicht minder tapfer mitspielte!

im Dienste der Oestreicher, Preußen oder der lieben Reichskraise zugebracht haben, endlich aber, wenn man sie wegen Alters, oder wegen ihrer Blessuren nicht mehr brauchen kann, herumwandern und ihr Brod von den Thüren suchen müssen. Das alte, aber sehr gegründete Sprichwort: „Ein junger Soldat ein alter Bettler," — würde allerdings viele jungen Leute abhalten, in einen Stand zu treten, wobey die Dienstzeit hindurch Mühseligkeit und Mangel herrscht und der sich endlich mit dem Bettelsack schließt.

Aber noch einen Augenblick zurück zu unsern Reichsfeldlazarethen! So elend sonst immer und armselig die Pflege der Kranken ist, so kosten doch diese Spitäler den Kraisen schweres Geld, und mehr Geld, als nöthig wäre, die möglichst besten Anstalten dieser Art davon zu unterhalten. Aber da wollen die in die Lazarethe kommandirten

Offi-

Offiziere, Fouriers, Unteroffiziere, Vorsteher, Wärter, ja, selbst die gemeinen Soldaten auch das ihrige haben, und da gehts denn her wie es kann. — Außerdem ist noch anzumerken, daß blos gemeine Feldscheerer die Aufsicht über die Gesundheitspflege haben, da sich die Herren Regimentsfeldscheerer und General-Medici der Kraise darum nicht bekümmern: Das ist ja nach ihrer Meynung eine Kleinigkeit, die den unwissenden Quacksalbern wohl überlassen werden kann. Herr Veizhans, General-Medicus des schwäbischen Kraises, ein gewiß geschickter Arzt, hat einigemal Vorschläge zur Verbesserung der Kraisspitäler gethan, aber das hat alles den Herren nicht eingeleuchtet; nun läßt ers gehen, wie es geht, bleibt ruhig in Kork sitzen, trinkt sein derbes Glas Wein, und läßt die kranken Soldaten — krepiren.

Ich habe nun, denk' ich, meine Leser in den Stand gesezt, von der Reichsarmee, und den Heldenthaten, die sie noch thun wird, sich einen richtigen Begriff selbst zu machen. Ohne Zweifel schließt jeder meiner Leser mit mir, daß ein aus so mannigfaltigen Fetzen und Stücken zusammengeflicktes, unter sich selbst uneiniges, durch Pfafferei und Standinteresse getheiltes, übel disciplinirtes, alle Subordination verachtendes, von seinen Obern vervortheiltes und an alle Unordnungen gewöhntes Korps — weder in dem jetzigen Kriege gegen die Franzosen noch in irgend einem andern, so lange nämlich die wesentlichen Fehler bleiben, die ich angegeben und mit wahren unwiderleglichen Thatsachen bewiesen habe, das Geringste von Belang thun werden.

Es ist auch kein Zweifel, daß der Wiener Hof, und andre großen Reichsstände, vorzüglich

züglich der König von Preußen dieß wohl einsehen; denn aus ihrem Verhalten gegen die Reichstruppen erhellet deutlich genug, daß sie auf dieselben fast gar nicht rechnen, und von ihrem Beystand wenig oder vielmehr nichts erwarten. Es wäre hier eine Frage aufzuwerfen, deren Beantwortung zu allerhand Reflexionen Gelegenheit geben könnte: warum man denn doch die Reichsarmee von Zeit zu Zeit, besonders im jetzigen Kriege, aufgeboten habe?

Mir kömmt es vor, als wenn die mächtigern Stände des Reichs ein Interesse dabey hätten, daß das Reich immer mehr geschwächt, und nach und nach ganz außer Stand gesezt werde, sich dereinst mit Nachdruck zu widersetzen, wenn man mit den Reichsgesetzen und der jetzigen Verfassung dieses Acephali einmal eine Aenderung sollte vornehmen wollen. Dieses scheint die Politik unsrer mächtigen

tigen Fürsten zu fodern, und die neuere Geschichte von Polen scheint diese Vermuthung zu bestätigen. Denn es könnte ja wohl einmal geschehen, daß bey Eingriffen in die Grundverfassung des Reichs, die Kraise, unabhängig von dem sogenannten Reichs-Oberhaupt, gemeinschaftliche Sache unter einander machten, und sich den Neuerungen widersezten. Das ist ja doch eben so unerhört nicht, und es ist schon öfter geschehen, daß einzelne Stände und Kraise sich den Eingriffen der Kaiser selbst, und den Zumuthungen der andern Fürsten sehr thätig entgegensezten. Die Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs im sechszehnten, und des dreißigjährigen im siebzehnten Jahrhundert geben Beyspiele dazu her; und ob gleich durch den Westphälischen Frieden die Grundverfassung des deutschen Reichs hinlänglich — wie die Publicisten wähnen — gesichert zu

seyn

seyn sollen, so ist doch zu unsrer Zeit, da eben dieser Frieden schon so viele Ohrfeigen bekommen hat, und das Instrumentum selbst in vielen Stücken gar willkührlich erklärt wird, recht sehr zu besorgen, daß dieser Friede unser liebes Deutschland nicht gar lange mehr vor Unordnungen schützen wird.

Vielleicht erfordert also das Interesse einiger mächtigen deutschen Fürsten, daß das gute Deutschland immer mehr ohnmächtig und entkräftet werde. Die Einwendung, daß man das allgemeine Interesse dem besondern eignen vorziehen müsse, ist unstatthaft: Denn was hat wohl der Kaiser oder der König in Preussen für Ursache, sich für Deutschlands allgemeines Wohl zu sakrificiren? Und daß sie es nicht thun, beweiset doch wohl ihr Betragen im jetzigen Krieg augenscheinlich, besonders thut dieß der Separatfriede des Königes in Preussen mit der Französischen Republik,

publik, wodurch Deutschland seinen Feinden gewissermaßen preis gegeben ist.

Wenn es aber wirklich darum zu thun ist, die Kräfte des Reichs zu schwächen, so hätte kein besseres Mittel erdacht werden können, als die Zusammenrufung der Reichsarmee. Denn ein solches Aufgebot, und die Unterhaltung der Völker im Felde erschöpft Deutschland an Mannschaft und an Gelde, steckt jeden einzelnen Stand in gefährlich große Schulden und verbreitet Theurung in allen Kraisen. Vielleicht war Deutschland nie entkräfteter als es jezt ist, und eben deswegen ist vielleicht, wenn einmal die Händel mit Frankreich werden beygelegt seyn, der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo die Reichs-Verfassung eine derbe Aenderung leiden wird.

Ich habe schon mehrmals gesagt, daß die großen Herren unsers Vaterlandes, der Kaiser und der König in Preußen nicht mit

Recht für deutsche Reichsstände, nach dem eigentlichen Sinn des Wortes, gehalten werden können, weil ihr einseitiges Interesse sich zu sehr von dem allgemeinen Interesse des ganzen Reiches entfernt. Daher handeln denn auch diese Herren so wie es ihr Privatvortheil heischt, und unterhalten in Deutschland die Uneinigkeiten und Trennungen, so viel und so oft sie können. In diesem Stück scheinen sie ganz der ehemaligen Politik des Französischen Hofes zu folgen, welcher auch von jeher gerne den Samen der Uneinigkeit in Deutschland ausstreute. Schon Heinrich II. so ein großer Marien-Bruder er auch sonst war, half den deutschen Protestanten gegen die deutschen Katholiken. Im dreißigjährigen Krieg erfand Richelieu, der größte Feind des Hauses Oestreich, die Kunst, Deutschland immer in Uneinigkeit und getheilt zu erhalten, und sich dadurch,

wie sichs auch immer getroffen hat, Vortheile zu verschaffen. Dieser Politik sind die ehemaligen Könige in Frankreich, oder vielmehr ihre Minister allezeit treulich gefolgt, wie die Geschichte hinlänglich beweiset.

Unsre großen Herren scheinen gleichfalls dieses System angenommen zu haben, und durch nichts kann es eher ausgeführet werden, als durch die Aufbietung der Reichstruppen. Eben durch die Stellung der Kontingente werden die Stände gegen die Kraisfürsten, und diese wieder gegen die Stände aufs ärgste erbittert und die schon allgemeine Feindschaft der deutschen Stände, die schon vorher durch die vielen Zänkereien und Neckereien, durch die großen und weitläuftigen Processe immer genährt worden war, noch stark vermehrt. Die Deutschen sind auf diese Weise immer das Spiel ihrer Nachbarn, und ihrer eignen mächtigen Mitstände, welche

sich

sich nur noch Reichsstände zu nennen scheinen, damit sie Gelegenheit haben, sich in alle Reichshändel zu mischen, und so für ihren Vortheil auf Unkosten der Deutschen Ruhe und der Wohlfahrt des Reichs zu sorgen.

Offenbar ist Deutschland in zwey große Partheien getheilt: eine davon hängt an dem Hause Oestreich, die andre aber, und bey weitem die mächtigste, wenn gleich nicht die größte, folgt dem Interesse des Preußischen. Der jetzige Krieg, oder vielmehr der Preußische Separatfrieden mit den Franzosen hat endlich eine Sache aufgeklärt, die vorher vielleicht noch disputabel zu seyn schien, Preußen macht gegen den Ton der Deutschen Grundgesetze einen Frieden mit dem Reichs-Feinde, während der Kaiser und die andern Reichsstände gegen diesen Feind noch zu Felde liegen. Es thut noch mehr: es be-

stimmt

stimmt eigenmächtig eine zum großen Vortheil des Feindes dienende Demarkations-Linie mitten — nicht in seinen eignen Staaten, sondern mitten in Deutschland, und fodert mit bewaffneter Hand, daß diese Linie nicht blos vom Feinde des Reichs sondern auch von den Deutschen Truppen respektirt werde. Und nun erklären sich mehrere Deutsche Fürsten und Stände sofort für das Preußische Unternehmen, ziehen ihr Kontingent zurück und machen mit Frankreich Friede.

Sollte es einmal zum Bruch zwischen Oestreich und Preussen kommen, so könnte man leicht errathen, wessen Parthey diese Fürsten und Stände ergreifen würden. Die katholische Parthey in Deutschland hängt an Oestreich: denn sie sieht dieses Haus noch als die Hauptstütze ihrer h. Religion an; und so lange noch Pfafferey und Aberglaube, und Mönche seyn werden, kann Oestreich

immer auf starken Anhang im Reiche zählen, besonders wenn es fortfährt, die Vernunft hübsch zu verfolgen, Censuredikte, wie die neuern sind, zu geben, und alle von Joseph II. abgeschafte Possen wieder einzuführen.

Indessen war es doch immer unpolitisch, daß die Oestreicher den Pfälzern im vorigen Herbst so grossen eklatanten Schimpf zufügten, und ihnen ihre Waffen nahmen. Das möchte eben nicht den besten Eindruck auf diejenigen Reichsstände machen, die sonst dem Oestreichischen Hause ergeben sind. Auch mag der Kaiser für die baldige Endigung des gegenwärtigen Kriegs nur sorgen, wenn er seinen Anhang im Reiche erhalten will. Denn man sieht, wie ich schon gesagt habe, ihn für den Hauptstifter des Krieges an, und denkt im ganzen Reiche, daß wir längst Frie-

den

den haben würden, wenn Oestreich nachgiebiger seyn wollte.

Preussens Vortheil fodert indessen, daß das gegenwärtige Kriegsfeuer so lange unterhalten werde, als es geschehen kann. Das Haus Oestreich und dessen Reichs-Anhang wird dann immer schwächer — denn die wenigen Vortheile, die es über die Franzosen erhalten kann, sind nicht einmal hinlänglich, den Schaden zu ersetzen, welchen die kaiserliche Armee an Abgang der Mannschaft durch Krankheiten und Desertion leidet — und das Reich geht immer mehr zu Grunde. Daher scheinen auch die guten Dienste (bona officia) welche Preussen zur Beylegung des jezigen Handels schon so oft angeboten hat, bloße politische Phantome gewesen zu seyn, die freilich etwas reelles hinter sich haben mögen, das man aber, der Himmel weis wie, dereinst noch modificiren wird.

Als

Als im Jahr 1782 Pabst Pius VI. den Kaiser Joseph II. in Wien besuchte, schrieb Hr. Eybel eine kleine aber trefliche Schrift: Was ist der Pabst? Diese Schrift hatte mehrere im Gefolg, z. B. was ist der Bischof? Was ist die Kirche? u. s. w. Ich wünschte, daß ein Kenner unsers sogenannten deutschen Staatsrechts, und der jetzigen Lage auf eine ähnliche Art untersuchen mögte: Was ist der Kaiser? Was ist der Churfürst, der Reichsstand, das Reich u. s. w. Ein Mann, wie Hr. Schlözer, Pütter oder der Hr. v. Moser wäre dazu im Stande, aber ein solcher Mann müste weniger Vorliebe für das Haus Oestreich haben, als Hr. v. Moser.

Auf Preussen ist dieser sonst große Gelehrte eben nicht gut zu sprechen: aber wer den Hr. v. Moser kennt, weiß, daß er Beleidigungen sobald nicht vergißt. Er hält

sich aber für beleidigt vom vorigen Könige von Preussen, und deßwegen spitzt er bey jeder Gelegenheit die Feder auf die Preussen. Ich wünschte, daß Hr. Cranz, der in der Gallerie der Teufel den Hr. v. Moser eben nicht gar säuberlich behandelt hat, wenn er ihn gleich nicht nannte, so nach seiner Art dessen Ausfälle auf Preussen abweisen möchte.

Aber ich schweife für die Geduld meiner Leser vielleicht zu weit in das Feld der Politik hinein. Sie mögen mir das zu Gute halten: denn es ist beynahe nicht möglich, über etwas, das den gegenwärtigen Zustand von Europa betrift, zu räsonniren, ohne dabey zu kanngiessern. Das Interesse, nicht der Fürsten, sondern der Menschheit selbst, ist in die jetzigen Händel verwickelt. Man streitet nicht, um den Besitz von Ländern diesem oder jenem Fürsten, der sein Recht durch künst-

liche Urkunden zu beweisen sucht, zu sichern; die Frage ist nicht: wer regieren solle, sondern ob überhaupt nach dem bisherigen Gewalts- oder Usurpations-System weiterhin regiert werden solle, oder ob die Natur-Urkunden der Menschenrechte wieder hergestellt werden sollen? Und diese Frage ist für Jeden äusserst wichtig! Doch um die Geduld meiner Leser nicht zu ermüden, oder zu misbrauchen, muß ich meine Bemerkungen wohl bald beschliessen; und das soll geschehen, wenn ich nur erst noch eine wichtige Frage werde untersucht haben.

Aus dem bisher Gesagten, und durch Thatsachen bewiesenen, erhellet hinlänglich, daß Deutschland in Absicht seiner militärischen Verfassung, in der traurigsten und zweckwidrigsten Lage ist, und gleichsam in den letzten Zügen liegt. — Deutschland, das Vaterland eines Herrmans, eines

Carls des Grossen, eines Heinrichs des Finklers und der Hohenstaufen, das Land, welches einen Heinrich den Löwen, einen Mannsfeld und einen Bernhard von Weimar gezeugt hat, das Land, welches seinen Feinden den Römern, den Hunnen und den Franken so kräftig widerstand: — Dieses Land ist jetzt leider — durch seine eigne traurige Verfassung so entkräftet, daß es ohne fremde Hülfe der Raub eines jeden werden würde, der sich die Mühe nehmen wollte, es zu erobern: denn was für Mühe kostet wohl die Eroberung eines Landes, das keine konsistente Einheit hat; dessen Häupter immer Factioniren, sich einander entgegen arbeiten und aufreiben! dessen Gränzen aller Orten offen stehen; das kein taugliches Militär u. s. w. hält? — —

Wäre aber kein Mittel mehr da, diesem Uebel abzuhelfen?

Diese Frage ist freilich die wichtigste: allein sie muß, leider mit Nein beantwortet werden. Die Deutschen Gränzen können nicht beschüzt, und die Deutsche Armee kann nicht in brauchbaren Stand gesezt werden, so lange noch die gegenwärtige anarchische, getheilte, hundertköpfige Einrichtung statt findet.

Unsre Gränzen — ja du lieber Himmel, wir haben ja leider keine! Oestreich und die Preußischen Staaten sollen nach der Prätension ihrer Besitzer und nach den sogenannten Grundgesetzen, allerdings innerhalb der Deutschen Gränzen liegen. Dazu gehörte aber schlechterdings, daß diese Länder nach den nämlichen Gesetzen regiert werden müßten, nach welchen die übrigen Deutschen Staaten regiert werden: Denn Gleichförmigkeit der Regierungsform macht allein, daß mehrere Staaten *Einen* Körper aus-

machen z. B. in der Schweiz, in der amerikanischen Republik und ehedem in Holland.

Diese Gleichförmigkeit ist nun in Beziehung auf Oestreich und Preussen ein wirkliches Unding. Der Kaiser sieht Oestreich und seine übrigen Reichsländer als sein Eigenthum an, und so macht es auch der König in Preussen mit den seinigen. Sie geben beyde daselbst nach Willkühr Gesetze, und man würde schön ankommen, wenn man sich gegen ein Gesez oder eine Verordnung des Kaisers oder des Königes in Preussen auf ein entgegengeseztes Reichsgesez z. B. auf den Westphälischen Frieden berufen wollte. Schon lange her hat der Kaiser in Oestreich nach Gutbefinden geschaltet, und seit Friedrichs II. Zeiten gilt die Grundordnung des Reichs, im Brandenburgischen auch nichts mehr.

Wo

Wo sind denn nun die Gränzen des Reichs? Wie weit geht Deutschland nach Osten und Norden? Und wo soll man die Linie ziehen, welche von einem Reichsfeind nicht überschritten werden darf?

Aber gegen Frankreich wäre es schon vor dem dreißigjährigen Kriege nöthig gewesen, die Reichsgränzen zu sichern: die traurigen Einfälle der Franzosen in Deutschland würden dann weniger wiederhohlt worden seyn.

Aber daran war niemals zu denken, und ist noch nicht zu denken, und wird auch niemals zu denken seyn.

Festungen bauen, und sie hernach mit dem Zubehör d. i. mit Geschütz und Munition versehen, — dazu gehört bekanntlich Geld, und viel Geld. Woher soll dieses genommen werden? Soll man noch mehr Steuern und Abgaben auflegen, als wirklich schon Deutschland aussaugen? Das kann man

nicht.

nicht. Oder sollen die Fürsten selbst dazu beytragen? Das können sie auch nicht: denn, unter uns gesagt, unsre Deutschen Fürsten haben meistens nicht so viel Einkünfte, bey allen ihren aufs höchste getriebnen Erpressungen, bey allen ihren Zöllen u. s. w. — als ihr Hofstaat, ihre Pferde, Jagdhunde, Soldatey, Mätressen und andere garnémens kosten, so daß viele derselben noch starke Schulden machen müssen. *) Wo sollten sie bey solchen Umständen denn noch Geld hernehmen, um für das

*) Was für enorme Schulden das deutsche Reich schon vor diesem Kriege hatte, hat Hr. von Berg deutlich genug gezeigt in seiner Abhandlung über den Schuldenbestand des deutschen Reiches. Und nun die neuen Schulden noch hinzu! — Sollten alle Erzbisthümer in Deutschland, wenn sie auch säcularisirt würden, zu deren Tilgung wohl zureichen? An fürchterlichen Rechnungsführern wird es gewiß nicht fehlen. —

das Vaterland etwas zu unternehmen? Ich glaube nicht einmal, daß man das elende Kehl und Altbreysach je wieder herstellen wird. Unsre Gränzen werden also immer jedem offen stehn, der nur hereindringen will.

Für die Reichsarmee kann eben so wenig gesorgt werden, als für die Festungen. Ich weiß zwar wohl, daß einige Befehle des Reichstags da sind, daß eine gewisse Anzahl Reichstruppen am Rhein zum Schutz der Gränzen jederzeit gehalten werden soll: aber jene Befehle bestimmen nicht, wer diese Truppen, und wie er sie halten soll.

Bey der großen Uneinigkeit, welche im Reiche herrschet, ist nimmermehr zu glauben, daß die kleinern Stände ihre Soldaten den größern zur Uebung überlassen, und dennoch bezahlen werden; und das müste doch seyn, wenn den oben bis zum Ekel, aber doch noch

lange nicht hinlänglich beschriebnen Unordnungen abgeholfen werden sollte. Aber das werden die Stände nimmermehr thun, und können's auch nicht einmal ihrer eignen Sicherheit wegen thun.

Man weiß, wie faktisch größere Stände mit den kleinern von je her umgegangen sind. Z. B. was der Kurfürst von der Pfalz gegen die Rheingrafen, und gegen die Stadt Worms, der Landgraf von Hessen-Darmstadt gegen die Grafen von Erbach — der Landgraf von Hessen-Cassel gegen den Grafen von Bickeburg vorgenommen hat u. s. w. Wie können nun die kleinern Stände den größern ihre Kontingente überlassen? Das werden, das können sie nimmermehr!

Und wenn sie es auch wollten, so würde es ihnen wohl schwerlich von den andern Ständen gestattet werden. Wer sollte z. B. im Fränkischen Kraise, oder im Westphäli-

schen

schen die Kraisvölker halten? Der König in Preussen, oder der Kurfürst von Kölln; oder der Fürst von Würzburg? Das würde Händel über Händel nach sich ziehen, und nimmermehr zu Stande kommen.

Der Kaiser und der König in Preussen haben, wie ich schon gesagt habe, und wie jeder denkende Kopf, der die Lage der Dinge recht ansieht, von selbst finden wird, ein Interesse dabey, daß Deutschland weder seine Stärke kennen, noch sich derselben bedienen lerne. Beyde haben auch Mittel genug, die Verbesserung der deutschen Armee zu hindern, und folglich wird diese Verbesserung in alle Ewigkeit, so lange nämlich der jetzige Zustand vom Reiche bleibt, nicht zu Stande kommen.

Bisher sind die meisten Kriege, vom dreissigjährigen an, auf deutschem Boden und auf deutsche Kosten geführt worden: wäre

aber das Reich eine selbstständige Macht, so würde es sich wohl hüten, bey allen Zänkereien und Fehden der Haupt-Monarchen ein Kriegstheater aus sich machen zu lassen: es würde folglich mit Gewalt die kriegführenden Truppen von seinen Gränzen abtreiben und sie nöthigen, in ihre eignen Länder sich zurück zu ziehen, um sich da den Hals zu brechen. — Ein neuer Grund, warum Deutschland weder seine Gränzen sichern, noch seine Armeen verbessern darf!

Das sind nun freilich sehr traurige Wahrheiten, aber es sind doch Wahrheiten, und aller Aufmerksamkeit würdig, weil sie uns Deutsche so nahe angehen.

Wenn aber Deutschland, wie bewiesen ist, für sich nichts, gar nichts ausrichten, keinen Feind von seinen Gränzen abhalten, und nicht verhindern kann. Daß die mehrgenannten mächtigen Reichsstände, die aber

auch

auch als souveraine Fürsten äusser dem Reiche mächtig sind, willkührliche Aenderungen mit dem Reiche und dessen Verfassung vornehmen: so ist doch die Frage hier am rechten Orte: Was denn die deutschen Fürsten und Stände bey ihrer höchst mißlichen Lage, zu ihrer Sicherheit noch thun können und thun müssen?

Die Eifersucht zwischen Oestreich und Preussen, welche schon so lange währt, als Preussen anfing, mit Riesenschritten sich zu vergrößern, und dadurch täglich bedeutender zu werden, und welche auch troz aller Verbindungen und Allianzen noch keinen Augenblick aufgehört hat, macht im Reiche Factionen nothwendig: die deutschen Fürsten müssen — wie jezt einmal sie und ihre Sachen stehen — sich an eines dieser Häuser anschliessen, um im Falle der Noth nicht verlassen oder unterdrückt zu werden.

Tritt dieser Fall der Noth ein, alsdann ist Neutralität ein Unding im Reiche: kein deutscher Stand kann neutral bleiben, sobald Preußen oder Oestreich gegen einen auswärtigen Feind, der sich den deutschen Gränzen nähert — und wie bald ist er dahin zu bringen! — die Waffen ergreift. Denn zur Neutralität gehört heutzutage Macht; und die haben die wenigsten. Wir leben nicht mehr in Zeiten, wo man durch eine Erklärung, daß man an den Händeln seiner Nachbarn keinen Antheil nehmen wolle, sich Sicherheit von beiden Partheien verschaffen konnte. Diese ehrlichen Zeiten sind dahin! Das Völkerrecht ist heutzutage sehr oft blos das Recht des Stärkern oder des Listigern; und da heißt es: Vogel, friß oder stirb!

Was bleibt also übrig? Nichts — meynen Einige — als daß die Deutschen, wie die

Reichsverfassung nach verschiedenen Reichsschlüssen es vorschreibt, entweder

1) eine stehende Armee, wie der Kaiser und König von Preußen, nach der Kraiseintheilung auf den Beinen halten, und zwar so, daß sie diese ihre stehende Armee, im Fall der Noth, dupliren, tripliren, ja quadrupliren können, um nach Erforderniß der Umstände gegen jeden vordringenden Feind eine geübte, gleiche oder überwiegende Macht gleich bei der Hand zu haben; oder daß sie — wie Andere meynen —

2) das Reichsband, mit allgemeiner Einstimmung aller Stände, auflösen und nun sich entweder zum Kaiser, oder zum Könige von Preußen, oder zur französischen Republik schlagen; oder daß sie

3) ihrer Mehrere sich zur Bildung eines eignen Fürstenbundes entschließen, wenn sie

näm-

nämlich vereint, stark genug sind, ihren Entschluß rechtskräftig durchzusetzen, oder wenn es ihnen gelingt, diese Coalition unter der garantirenden Macht der Französischen Republik zu Stande zu bringen; oder daß sie, was das bequemste ist,

4) das Reich, wie die übrige Welt, laufen lassen, wie es läuft — bis der Genius der Zeit, oder sonst ein Schlauer oder Mächtiger es für gut findet, sie aus dieser bequemen Allerweltslage herauszureißen. —

Bleiben, wie es jezt einmal in Deutschland ist, wird und kann es nicht: dazu sind Einige zu mächtig, oder zu schlau und zugleich zu anmaßend-ungenügsam; Andere — zu schwach, zu erschöpft, zu abhängig, zu kurzsichtig oder zu nachgiebig. Die leztern alle mußten es sich gefallen lassen, daß man sie von neuem in einen für sie durch-

aus

aus vermeidlichen Reichskrieg gezogen hat. Die Mächtigern, wie da sind, der Kaiser und der König von Preussen, haben den meisten Vorschub dabey geleistet, und werden den Uebrigen ihre Rechnung dereinst schon vorlegen. Was der König von Preussen für die Belagerung von Mainz schon gefodert, aber noch nicht erhalten hat, ist bekannt: dieß war aber blos nur für die Belagerung von Mainz; und doch schon ein hübsches Sümmchen! Wie hoch wird sich nicht noch die Foderung für das Uebrige belaufen!

Und sollte Preussen großmüthig genug seyn, aus Rücksicht auf die Wegnahme in Polen, von allen Foderungen am Reiche abzustehen: wird der Kaiser, der Kurfürst von der Pfalz, der Kurfürst von Sachsen — der Landgraf von Hessen-Cassel, und die übrigen größern und kleinern Theilnehmer an dem Kriege, dieß auch thun? Und thun diese es nicht: warum sollte der König von

Preussen es thun, zumal, wenn das Facit von Polen das Facit von seinen Kriegskosten nicht erreichte? Dieß aber darzuthun, würde der politischen oder der bewaffneten Arithmetik in Preussen etwas leichtes seyn. Gefodert wird also auf allen Seiten sehr wahrscheinlich werden, und dieß wohl mit Macht: und Wer soll nun bezahlen? Wer kann bezahlen? —

Daß man den Kaiser nicht überall, nicht immer gehörig unterstüzt habe, klagte er mehrmals laut: Klagen von dieser Art führte auch der König von Preussen, und schloß endlich — nachdem er mit Polen fertig war — eben darum einen Separatfrieden. — Warum unterstüzte man sie nicht? War man zu schwach oder zu eigensinnig dazu? Im erstern Falle muß man die Schwachen in Schutz und Vormundschaft nehmen; im zweyten — sie züchtigen; und, um dieß mit mehr Sicherheit und Erfolg zu

können,

können, muß man ihre Länder, als ein Depositum, in Besitz nehmen, bis sie sich bessern, oder, was das wichtigste ist, bis sie dem Kaiser oder dem Könige von Preussen, als den Hauptcreditoren, das ersezt haben, was diese in diesem Kriege — wenn sie ihn gleich selbst herbeigezogen haben — als Vorschuß provisorisch für sie leisteten. Wer will, wer kann sie hieran hindern?

Daß die ehemaligen Könige von Frankreich die Ruhe des deutschen Reichs schon lange am ärgsten und meisten gestöhrt haben, hat der Verfasser des Kreuzzugs gegen die Neufranken nebenher recht gut gezeigt. Aber Frankreichs mächtige Könige waren eben dadurch ein Feind, der den mächtigern Reichsfürsten die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und des allerseitigen Beystandes eben so nothwendig machte, als den minder mächtigen. Dieser Feind ist nun hin;

und die Republik Frankreich wird wohl dereinst republikanisch handeln und die diplomatischen Fürsten-Intriguen über Gleichgewicht oder Universalmonarchie, als absurd, ungerecht und schändend verwerfen und so — ihre Nachbarn in Ruhe lassen.

Was soll also die deutschen Fürsten einander fernerhin nothwendig machen, und die Adlerklauen in gegenseitiger Abhängigkeit und in Respect erhalten? Nichts, wie wir bald sehen werden, als wenn alle kleinern Reichsfürsten und Stände, zu rechter Zeit, sich eben des Rechts bedienen, dessen sich Preussen bedient hat, und einen Separatfrieden mit den Franzosen abschliessen, darin die Republik derselben als eine vollgültig consolidirte Macht in Europa anerkennen und diese nun ersuchen, die Sicherung der Rechte aller und jeder mitpaciscirenden

Reichs-

Reichsfürsten und Stände — mit ihrer Macht und Ehrlichkeit zu garantiren. —

Es versteht sich indeß von selbst, daß die französische Republik diese Garantie nicht eher übernehmen würde und könnte, als bis alles in den Ländern dieser deutschen Fürsten fein hübsch so organisirt wäre, daß die Republik Ehre von ihrer Garantie haben könnte. Und zu einer humanern Organisation, nach Wegschaffung alles gehäßigen Altgothischen, sind auch wir Deutsche lange reif, und als Menschen — unwidersprechlich berechtigt.

Geschicht dieß nicht, so geschieht jenes wahrscheinlich auch nicht, und dann wird es, nach dem Obigen, gar bald heissen: Vogel, friß oder stirb! Denn an eine stehende Reichs-Armee, die der östreichischen und preußischen, einzeln oder zusammengenommen, die Spitze biethen könnte, ist nicht mehr zu denken. War es schon unmöglich, wäh-

während diesem alles aufbietenden Kriege, troz allen Jeremiaden und Auffoderungen, nur das herbeyzuschaffen, was zur einstweiligen Gegenwehre durchaus nöthig war: wo soll das herkommen, was zu einer stehenden oder fortdauernden erfodert wird? Wer nicht helfen kann oder will, wenn sein eignes oder nachbarliches Haus brennt, wird es ohne diesen Brand noch weniger wollen: Und ein Brand oder Krieg, wie der jetzige, entsteht wohl nie wieder.

Also dieß und mehr anderes, das in dieser Schrift vorkömmt, zeigt es handgreiflich, daß das erste, oben angegebne, Mittel, Deutschland zu retten, dazu nicht hinreicht. Die ganze Sache ist wegen des verschiedenen, sich immer durchkreuzenden und immer einander aufhebenden Interesse's, politisch unmöglich, von innen und von aussen. Deutsch-

lands Existenz ist blos noch prekär, und ward es durch den stehenden Kriegsstaat, welchen einzelne deutsche Reichsstände einführten, ohne daß das ganze deutsche Reich ihnen folgte. Schon im dreißigjährigen Kriege rief Hippolytus a Lapide, in seinem Buche de ratione Status in Imperio German.: „Die Staaten lassen sich, wie Cosmus von Medicis sagt, mit bloßen Paternostern nicht erhalten. Wer keine Kriegsmacht auf den Beinen hat, der kömmt in keine politische Betrachtung.„ So rief der weitsehende Mann, aber vergebens. Was demnach der ehrliche Peter von Andlo zu seiner Zeit sagte, gilt jetzt noch immer und jetzt noch weit mehr — nämlich: „Erlauchte Fürsten Deutschlands: das Reich ist durch eure Fahrläßigkeit, eure Trägheit, und wenn ihr es nicht übel nehmen wollt, durch eure Zwietracht zu der Tiefe herabgesunken,

in welcher wir es jetzt mit bethränten Augen erblicken."

Gott bewahre das heilige Römische Reich vor Krieg! rief zwar Pütter noch 1788 in seiner Entwicklung der Deut. Verfass. III. S. 102 Aber — sagt ein gewisser Visurgin *) — Gott bewahrt die nicht, welche sich nicht selbst bewahren. — Das heilige Reich krümmet sich lieber unter den Klauen der vereinigten Adler. Ja, nie, nie war es abhängiger, als damals, da Oestreich und Preußen sich verbanden, und Fürstenbund nur noch ein leerer Schall blieb. Nach ihrem Wink mußte das deutsche Reich Krieg erklären, muß ihn führen helfen durch sein Geld, und wird — das rufen aus der Vorzeit uns Nimwegen und Ryswyk und Baden zu — wird beym

*) Ein dringendes Wort an das heilige Röm. Reich zu Sicherung eines künftigen Friedens, von Visurgin. Altona, 1795. S. 15 u. ff.

beym Frieden genehmigen müssen, was jene über dasselbe zu verhängen belieben werden. — Bey Pilnitzer Vereinen, bey verstatteten Waffenlagern flüchtiger Prinzen, bey den Braunschweigischen Manifesten, bei den Einzügen in Champagne, bei den Aussichten auf wichtige Eroberungen kannte man kein Deutsches Reich. Aber, wenn der Erfolg der Erwartung nicht entspricht, dann würdiget man das heilige Reich einer Requisition: denn zahlen kann das heilige Reich. —

O ihr unbewafneten Stände! Um zu sparen, bliebet ihr unbewaffnet; und diese Ersparung war es allein, was euch über euren politischen Unwerth trösten mußte. Aber wenn nun eure Contingente quintuplicirt, wenn die Abkaufungssummen, so wie geschieht, gesteigert werden, wenn euch — Vernich-

nichtung droht: bleibt dann Nichtbewaffnung noch Ersparung? —

So Visurgin, und gewiß sehr wahr und nachdrücklich. Aber der gute Visurgin will den Brunnen gedeckt wissen, nachdem das Kalb längst ertrunken ist. Er will eine stehende Reichsarmee, um wenigstens den künftigen Frieden — wie er auch geschlossen werde — sichern zu können. Er meint: die mächtigern Mitstände werden an seiner Maasregel Theil nehmen, wenn sie in dem Bestande der deutschen Reichsverfassung ihr wahres Interesse anerkennen; und wenn sie das nicht thun, fügt er hinzu, dann sey es für die Mindermächtigen um so dringender, sich fester an einander zu schließen, damit früh oder spät, wenn kein Polen mehr zu theilen, keine geistlichen Staaten mehr zu säcularisiren seyen, sie nicht die Beute jener

Größern

Größern werden mögen, die etwan — Entschädigung suchen. —

Wie aber, wenn die Mächtigern den Frieden ganz allein unter der Hand abschließen, und, um diesen für jeden Preis zu erhalten, einiges aufopfern, z. B. der Kaiser die Niederlande; — dafür aber zur Schadloshaltung der eine hier, der andre dort zugreift, säcularisirt, arondirt, besezt und dgl.? — Oder — wenn dieß auch nicht geschähe, wie es sehr wahrscheinlich geschehen wird — wenn die Mindermächtigen schon lange in Factionen getheilt sind, und ihre Bedeutung, wie ihr Interesse, nur noch von der Bedeutung und dem Interesse dieses oder jenes Mächtigern erwarten können? Würde alsdann ihr Privatinteresse sie nicht nöthigen, an dem allgemeinen Interesse der Mindermächtigen gegen das Interesse eben des Mächtigern nicht Theil zu nehmen, durch den sie noch prekär existiren? rc. rc. — Gewiß jeder Versuch

dahin, würde es bewirken, daß der eine Adler hier, der andere dort zugriffe: und wie bald verschlingt ein Adler kleine Kauze!

Eine stehende Reichsarmee, in der angeführten Rücksicht, gehört also heutzutage zu den frommen Wünschen, die, wie das meiste Fromme, sehr oft ein gutes Herz, aber selten einen guten Kopf verrathen. Eben dies gilt von den übrigen Mitteln, wie jeder einsehen wird, der das Machwerk unserer jetzigen temporisirenden Politik nur etwas genauer untersucht. Schon Augustin sagte: Sublatâ justitiâ, quid sunt regna, nisi magna latrocinia, d. h. wenn man die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, was sind Königreiche anders als große — Mördergruben! Und in Mördergruben muß der Schwächere schon thun, was der Stärkere will, ausser wenn dieser kurzsichtiger ist, als jener. Ob dieß für die Anwendung der oben erwähnten Mittel, von

Seiten

Seiten der Mindermächtigen, der Fall seyn mögte — dieß zu untersuchen, würde mich hier zu weit führen. Wer Kopf und Lust dazu hat, dem steht die ältere und neuere Reichsgeschichte zu dem Behufe zu Dienste; und wer Winke zum pro und contra weiter will, der findet sie in folgenden neuern Schriften:

Epistel an den jungen Mann, der an Deutschlands Reichsstände ein Wort zu seiner Zeit verfasset hat. Regensburg.

Freymüthige Gedanken über die allerwichtigsten Angelegenheiten Deutschlands. Neue stark vermehrte Ausg. 2 Bändchen.

Kritik der deutschen Reichsverfassung. Germanien.

Soll das deutsche Reich der politischen Auflösung nahe seyn?

An

Von Erhaltung der Staatsverfassungen, von K. von Dalberg. Erfurt bey Keyser.

Die politische Lage und das Staatsinteresse Europens. Fünf Hefte.

Justus, Sincerus Veridicus, von der Europäischen Republik. Plan zu einem ewigen Frieden, nebst einem Abriß der Rechte der Völker und der Staaten, und einer Erklärung derselben. Altona bey Hammerich.

A la paix eternelle. Essai philosophique par Em. Kant, trad. de l'Allemand, avec un nouv. suppl. de l'auteur. à Königsberg.

Neue Vorschläge zum ewigen Frieden, als Anhang zu dem Kantischen. Altona.

Bemerkungen eines Kosmopoliten über die interessantesten Gegenstände der Zeitgeschichte. Altona.

Wekhrlin, der jüngere, an die Völker Europens, vorzüglich an Franken und Deutsche. Strasburg.

Allgemeine Stimme des Volks in Hinsicht auf Regierung,

Bürgerglück und Menschenwohl. Heilbron bey Claß.

Volksrechte bey Reichs- insonderheit Reichskriegssteuern.

Ueber die Bewaffnung deutscher Bürger.

Die Freyheit in Bezug auf das deutsche Staatsrecht. Mannheim bei Löfler.

Allerneueste Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands. Germanien.

An Deutschlands Reichsstädte: ein Wort zu seiner Zeit.

Unpartheyische Erörterung der Frage: Was hat Deutschland in Ansehung seines Land- und Seehandels von den so nahen Friedens-

densunterhandlungen zu erwarten, und was hat es selbst dabei zu thun? von Büsch. Hamburg bei Bohn.

Ueber Preußens Interesse an dem Krieg gegen Frankreich.

Traum des alten Weltbürgers Syrach, zur Beherzigung für die Wachenden. Kosmopolis.

Wichtige Frage über das Kriegs- und Friedensgeschäft mit Frankreich.

Frankreichs neueste Politik in Bezug auf Deutschland. Altona.

Einladung des Confuz von dem Weltbürger Syrach zu seinen Vorlesungen über Europa.

Das Königsrecht nach Georg Buchanan, ein Beitrag aus dem 16ten Jahrhundert, zur Beurtheilung der Ereignisse unserer Tage. Altona.

Etwas über den Krieg in der öffentlichen Meynung: ein Wort zur Beherzigung bey

den

den Kreuzzügen des 18ten Jahrh. Palästina. rc. rc.

Wem die Winke dieser Schriften nicht genügen, um aus dem, was geschiehet, das zu bestimmen, was im allgemeinen geschehen darf, und im besondern geschehen wird, vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland, den wird der Erfolg bald belehren, zumal fürs letztere. Wir sind von der Auflösung eines Gordischen Knotens nicht mehr fern; und an Alexandern fehlt es bey dergleichen selten. Nur Geduld!

Angenommen indessen, der König von Preußen suche seine Schadloshaltung jenseit des Rheins, ich meyne, im Köllnischen, Bergischen, Münsterischen u. s. w.; und der Kaiser — in Baiern, in der Pfalz oder an Passau, Bamberg, Würzburg, Italien, oder wer weiß, wie und wo noch sonst: wären die Unterthanen dieser Länder dadurch minder

glücklich? Ich glaube das Gegentheil. Denn was schadet es, daß entweder ganz oder zum Theil eine Verfassung aufhöre, die an sich ohne Consistenz, ohne Energie und ohne Ansehn ist, die also die einzelnen kleinern Bestandtheile von Fürsten und Ständen eben so wenig schüzt, als die Unterthanen; ja, deren innere sich immer entgegenarbeitende, immer unwirksamer- und verwickelter- werdende Zusammensetzung gerade das hindert, warum einzelne kleinere Staaten sich verbinden — Unabhängigkeit, gegenseitigen Beistand, Ruhe und Sicherheit?

Was für Kunstgriffe von Sylbenstecherey, Bestechung und Zweydeutigkeit man vorzeiten bei und nach der Stiftung des Westphälischen Friedens die kreuz und die queere gebraucht hat, lehrt bis zum Erstaunen der sechste Band von Schmids neuerer Geschichte

schichte der Deutschen.*) Hier sieht man, durch was für Kunstgriffe Deutschlands Einheit, Einigkeit, Gemeingeist, Stärke, Ansehn und Blüthe gehoben und gleichsam weggedrängt ist — wie der sonst so herrlich und zahlreich blühende Menschenstamm durch stäte Kriege verwelkt, und durch anhaltendes Elend bis zur Empfindungslosigkeit abgestumpft, der Spielball für die Willkühr Anderer geworden ist — wie die Nation dadurch alle Selbstständigkeit des Charakters, und alle Achtung für sich verlohr, und dies um so mehr, in je kleinere Staaten man sie theilte, und je unvorsichtiger man ihr gemeinschaftliches Band lockerte — wie jeder deutsche Fürst einen Ludwig XIV. nachahmen und, gleich diesem, sein Versailles und Marly, und die Organisation einer Monarchie an seinem Hofe haben wollte, nebst Mai-

*) Wien bey Gräffer, 1792.

treffen Soldaten, Hofbedienten u. dgl. — wie die Nationalfreiheit um so tiefer herabsank, je höher die Fürstenfreiheit stieg — wie die Priesterschaft und der Adel sich bemühten, dem Bürger und dem Landmann die Lasten alle zuzuwälzen — wie der eigentliche Deutsche Bürger nach und nach ganz aufhörte und bloßer Unterthan oder Untergebner wurde, gedrückt durch willkührliche Beherrschung und unaufhörliche Abgaben — wie man hie und da die Unterthanen nur veredelte, wie man die Schaafszucht veredelt, um mehrere und bessere Wolle abzuscheeren — wie man ihnen dadurch zwar mehr Gewerbfleiß, aber auch einen recht argen kaufmännischen Egoismus, diesen gefährlichsten Feind aller bürgerlichen Tugenden und Ruhe, einflößte — wie die Finanzpolitik immer nur auf die Erhöhung und Vermehrung landesherrlicher Einkünfte speculirte, unbekümmert, ob der

gemeine Mann eine frohere und eben dadurch edlen Gefühlen offnere Existenz erhielte *) — wie das Ius de non appellando den Deutschen des Schutzes der Reichsgesetze beraubte und wie selbst die Reichsjustiz aus Mangel an Unterhalt beinahe aufhörte, oder ihr Urtheil nicht exequirt wurde, sobald irgend einer oder mehr Mächtige etwas dagegen hatten. —

Hat dieser Zustand Deutschlands sich vielleicht verbessert? — So wenig, daß er es nicht einmal kann, so lange das jetzige hundertköpfige Ungeheuer von Reichsverfassung auf seinem bisherigen Fuß bestehen wird. Denn so lange dieß ist, werden die Neckereien von innen und außen nicht aufhören; folglich

*) Sehr eindringend behandelt eben diesen Gegenstand mein Freund, der Nassau-Weilburgische Regierungsdirector Cella, in seiner Preisschrift über die Unart der Deutschen, Zierrathen an öffentlichen Gebäuden u. s. w. zu verderben. Gießen, bey Heyer, 1793.

sich die Römermonate, Requisitionen, Dupla, Tripla u. s. w. auch nicht, und Deutschlands Ruhe, Wohlstand und Sicherheit ist und bleibt eben so wenig von innen als von außen fest und gesichert. Der Mächtigere wird, wie bisher, sehr gern Krieg anfangen, so lange es bey ihm steht, die Kosten davon Andern aufzubürden, oder sich an ihnen schadlos zu halten; und gewiß weit schwerer, wenn er den Krieg auf eigne Kosten und Gefahr ganz allein wird führen müssen. Dieß aber kann alsdann erst der Fall werden, wenn die zu große Zerstückelung Deutschlands aufhören, und die neuunirten Provinzen mehr Einheit, Festigkeit, Ansehn und Uebereinstimmung mit dem Hauptlande erhalten werden.

Daß die neuunirten Unterthanen in jeder Rücksicht gewinnen würden, ist augenscheinlich: welche aber am meisten? Ohne

Zwei-

Zweifel die, welche dießseit des des Rheins z. B. Trier, Mainz u. s. w. als freye Bürger mit Frankreich verbrüdert würden; und nächst diesen die, welche jenseit des Rheins, im Münsterlande u. s. w. den Preußen anheimfielen. Der Vortheil der Erstern fällt, nach ihrer ehemaligen Behandlung, zu sehr in die Augen, als daß er eines Beweises oder einer Zergliederung bedürfe. Daher wünschen diese Gegenden nichts sehnlicher, als diese Verbrüderung. Wer hieran zweifelt, der frage die Leute dort selbst, oder man lasse ihnen die Wahl für ihre künftige Verfassung: und man wird sehen. Daß der Deutsche sich in die weltbürgerliche Verfassung der französischen Republik gar bald finden würde, dafür bürgt unser gänzliche Mangel an Nationalindivudualität, den wir unsrer Verfassung, zum Ersatz, zu danken haben. Sie erhob uns immer mehr zum Menschen, indem sie immer mehr den Bürger in und

unter

unter uns unterdrückte. — Der Vortheil der Andern erhellet aus Folgendem:

Preussen und Frankreich sind die Gränznachbarn von Oestreich, und nur Oestreichs Schwäche kann die Gränzen von beyden sichern. Ein Krieg Frankreichs gegen Preußen würde, für die Zukunft, ein Krieg gegen sich selbst seyn; und umgekehrt. Preußen ist der native Alliirte Frankreichs, und Frankreich — Preußens. — Die neue Republik muß forthin den für ihren Hauptfeind ansehen, der die meisten Kräfte zu ihrer Unterdrückung ernstlich und am längsten aufboth, der am schärfsten von ihr gezüchtigt, und ihr um so viel gefährlicher ist, als er im vollsten Mistrauen mit ihr gränzt. Dieß ist Oestreich. — Schließt Preussen ein Of- und Defensivbündniß mit Frankreich: so kann es sich zum Schiedsrichter der Staaten um sich her erheben; und tritt Hannover, Braunschweig

und Hessen, vereinigt durch ein Privatbündniß mit allen kleinern protestantischen Fürsten, auf die Seite Preussens: so ist Oestreich, Rußland und England zu schwach, Frankreich, Preussen und der Pforte die Spitze zu biethen. — Frankreich muß, seiner Natur nach, über kurz oder lang die Herrschaft der Meere erhalten, und Preussen muß sich dabey sehr gut befinden, zumal bey einem Commerztractat — folglich auch Preussens neue Unterthanen und Alliirten. ꝛc. ꝛc. —

Diese Bemerkung wird manchem Oestreicher vielleicht etwas auffallen; aber wer kann gegen die Wahrheit! Der Reichsbücher-Censor wird wenigstens die konsequente Einsicht und Bescheidenheit haben, mir hier eben das gelten zu lassen, was man selbst in Wien dem Kaiserlich-Königlichen Hofrathe Schmidt für seine neuere Geschichte

der

der Deutschen, und dem Herausgeber der hinterlaßnen Schriften des Kaiserlich = Königlichen Majors und Artillerie = Districts = Commendanten, Enders, auch in Wien, wo bey Kaiserer 1793 diese Schriften herauskamen, sehr lobenswürdig gelten ließ.

Sollte dieser Hr. Censor das Recht bezweifeln, welches jeder Deutsche von jeher, selbst gesetzmäßig, hatte, seine Gedanken über Reichsangelegenheiten zu äußern: so kann er es berührt finden in Hegewischens Schrift über eine Censurbedrückung an die Patrioten Deutschlands. Auch denke ich mir, daß ein Reichsbüchercensor die Einsicht haben wird: daß das angemessenste Mittel, nichts Bedenkliches zu erfahren, sey — nichts Bedenkliches zu thun. Wo also die Geschichte der Vernunft laut prediget, da sind Bücherverbothe sehr überflüßig.

Was aber Schmidt der Geschichte nacherzählet, lasen wir oben summarisch; und eben so dachte auch der K. K. Major Enders. Gerührt von Deutschlands erbärmlicher Lage, will er die Bisthümer, die mit Länderbesitz verbunden sind, säcularisirt, und das Land entweder an Weltliche vergeben oder wieder zur Krone, zu der es ursprünglich gehörte, gezogen wissen. Um der Bedenklichkeit darüber vorzubeugen, fragt er: „Ist „der Westphälische Friede, der hier im Wege stehen dürfte, älter und heiliger, als das „Evangelium, und als das vernunftmäßige „Verhältniß der Stände unter einander?" Er meynt dieß nicht, und daher denn sein Vorschlag zum Säcularisiren u. dgl.

Daß große Monarchien zur republikanischen Verfassung vorbereiten, und folglich in ihrer Größe den Grund zu ihrer Auflösung oder zu ihrem Sturze mit sich führen, liegt

in der Natur der Dinge. Ein Einziger ist nicht im Stande, Alles da selbst zu überschauen und einzurichten: die Regierung wird also vertheilt, und die Menge entfernter, habsüchtiger Unterregenten schmaußt von Unterschleifen oder Bedrückung, und reizt den unzufriednen Unterthan zum raisonnirenden Raffinement und nach und nach zur Selbsthülfe. Große Staaten fodern überdem mächtigen Kriegsstand: Aushebungen und Abgaben liefern demnach neuen Stoff zur Unzufriedenheit. Die Nation ist durch die Einheit ihrer Verfassung mehr concentriert, folglich gleichförmiger in der Empfindung des Drucks, also auch einstimmiger in dem Raisonnement über den Druck und die Mittel, ihn, wenn Güte und Gerechtigkeit versagt wird, endlich mit Gewalt zu entfernen. Der Soldat, als Landeskind, nimmt Antheil an dem Leiden der Seinen, und der Ausländer tritt auf die

Seite der Nation, sobald ihm diese mehr Freyheit und doppelten Sold verspricht. Die Nation reicht diesen auf eine Zeitlang gern, um ihn für die Zukunft ganz zu ersparen.

Herrsch- und Ländersüchtige Monarchen gehen also dem Umsturze ihres Thrones allerdings entgegen: und dieß, sollte man meynen müßte sie bestimmen, auf Vergrößerungen, zumal wenn sie auf Kosten Anderer zu Stande kommen, und Haß und Verachtung nach sich ziehen, Verzicht zu thun, und darum, in Rücksicht auf Deutschland, Recht und Ehrlichkeit in Haltung der Grundverträge, einer eroberungssüchtigen Politik vorzuziehen.

Allein auch hier prediget man schon lange tauben Ohren; und es ist wohl die Mode so, daß der Herr, biblisch zu sprechen, die erst verblende, die er nachher in die Zucht nehmen will. Die Geschichte zeigt es zugleich klar

genug, daß die Leidenschaft unersättlicher Herrscher der Zunder für die Vernunft und die Freyheit der Völker mehr als zu oft geworden ist. Auch entwickelt der Plan des Universums immer zur Reife aller Wesen; und der reife Apfel entfällt seinem Stamme eben so unausbleiblich, als der Wurmstichige; nur daß dieser früher fällt, und in seinem Geschmacke herber ist, als jener. —

Druckfehler.

S. 6. Z. 20. lese man: König von Pr.
S. 7. Z. 14: Mutter, ihren.
— — Z. 19: San Benito.
S. 9. Z. 21: Wartemberg.
S. 11. Z. 14: parti.
S. 13. Z. 9: Tambour.
— — Z. 16: zu schickte.
S. 35. Z. 10: voriges Jahr.
S. 54. Z. 6: Kommentar.
S. 65. Z. 1: Kleidern versehn.
S. 71. Z. 9: nur im Frieden.
S. 106. Z. 12: hat Angst.
S. 118. Z. 7: der uns verachtet.
S. 119. Z. 15: Angriff auf Kehl.
S. 120. Z. 3: würde. Die Franzosen.
— — Z. 6: sie ihm gleich.
— — Z. 19: längsten Titel.
S. 124. Z. 8: Reichstruppen, die Verachtung.
— — Z. 12: als diese: so.

Bög

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laukhard, Friedrich Christian,

Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt Nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal

Kölln [i.e. Leipzig] 1796

J.publ.g. 424 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10560042-4
VD18 14720132